

Mittel-Europäische Gruppe
für Vinzentinische Studien

21/88

MEGVIS

Berichte Anregungen Fragen

I N H A L T : SIEV S. 2 - BILD:
Vinzenz unter den Gelehrten S.4
- SARNEEL:Die hl.Luise über die
Sendung S. 4 - Zitat aus Vol-
taire S. 12 -SCHWESTER ALFONSA:
Krisenjahr zwischen Vinzenz und
Luise S. 13 - PORTRAIT am Haus-
giebel S. 25 - ZAKELY: Bischof
Gnidovec S. 26 . BUCH: Unierte
Kirche in Mazedonien S. 35 -
Vincentian heritage S. 36
Impressum S.2 Umfang:36 Seiten

Middle - European Group for the Vincentian Studies
Le Groupe Centre - Européen d'Études Vincentiennes
El Grupo Centro-Europeo para los Estudios Vicentinos

21/2

Köln, den 5. September 1988

Liebe Schwestern und Brüder!

Natürlich haben Sie beim Öffnen des Heftes gleich einen Blick auf das nebenstehende Bild geworfen. Vinzenz unter den Gelehrten! Er diskutiert nicht. Er kniet. Der Einzige in dieser Haltung der Anbetung. Wegweisend auch für uns bei unsern vinzentinischen "Studien". Wir bemühen uns um Wissenschaftlichkeit, die aber nie das Letzte und Höchste sein kann.

Das vorliegende Heft bringt den 2. Teil der Referate unserer Tagung in Augsburg, wie schon im vorigen Heft angekündigt.

Ihr

P. Otto Schnell C.M.

MEGViS

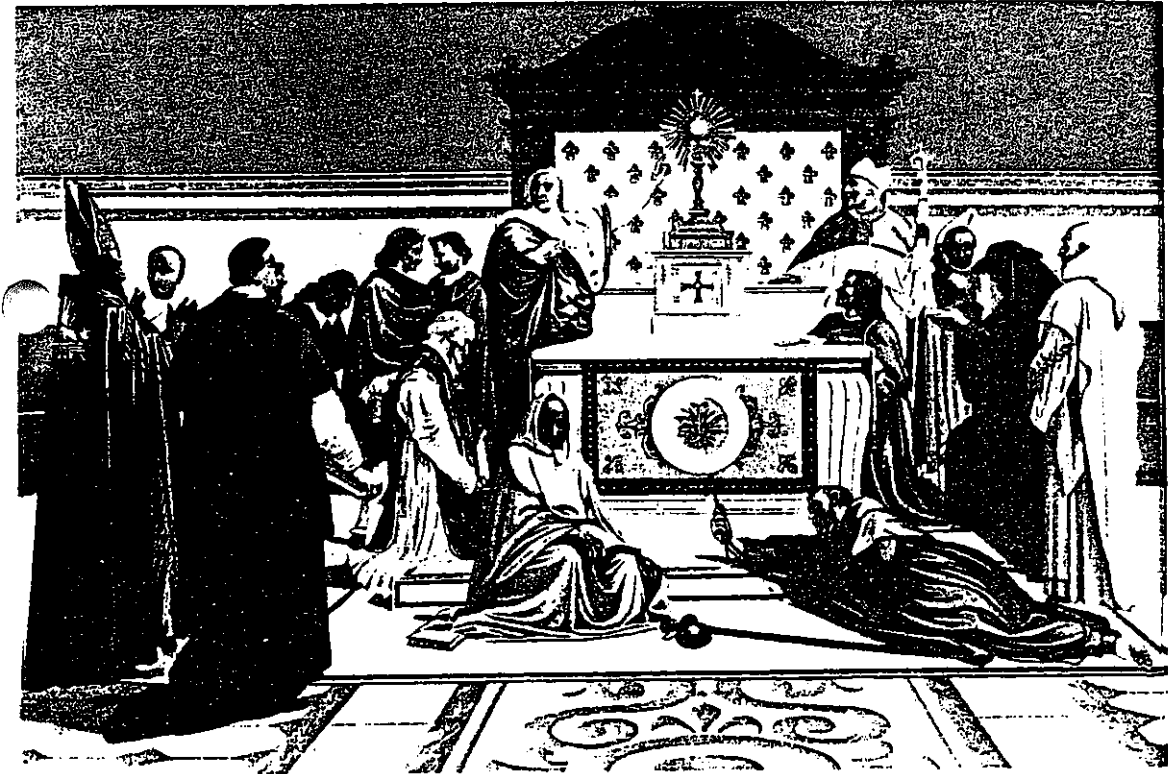
P. Gerard van Winsen wurde als Vertreter der Mittel-Europäischen Gruppe für Vinzentinische Studien vom Generalsuperior für weitere drei Jahre als Mitglied des Internationalen Sekretariats für Vinzentinische Studien (SIEV) bestätigt. Die andern Mitglieder dieser Gruppe sind die Herren Thomas Davitt, Irland, Jean-Pierre Renouard, Frankreich, Adriano van den Berg, Brasilien, Luigi Mezzadri, Italien, José Maria Roman, Spanien und als Vertreter des Generals und seines Rats der Generalsekretär Robert Maloney.

MEGViS Berichte · Anregungen · Fragen. Herausgeber: Mittel-Europäische Gruppe für Vinzentinische Studien. Für den Inhalt verantwortlich: Otto Schnell C.M., Rolandstr. 57, D-5000 Köln

VINZENZ UNTER DEN GELEHRTEN

Gemälde in der Pariser Universität Sorbonne

Ausschnitt



"Man sieht bedeutende französische Persönlichkeiten, angefangen vom heiligen Irenäus und vom heiligen Remigius bis zum heiligen Vinzenz von Paul, zu Bossuet, Malebranche, Descartes, Pascal, Bérulle, Olier, dem heiligen Franz von Sales, Fénelon, Poussin, Lesueur, Racine, Corneille, Pierre Lombard, Gerson, Robert Sorbon usw... Der Künstler hat dem heiligen Vinzenz einen besonderen Platz gegeben und eine Haltung, die mit der übereinstimmt, die er als Gegner der Jansenisten und als Verfechter der häufigen Kommunion eingenommen hat".

Unser heiliger Gründer wird oft zur Sorbonne gegangen sein, sei es, um die Doktoren zu konsultieren, sei es, um bei dem "guten Herrn Duval" zu beichten. P.Gunth CM

21/4

Gedanken der heiligen Luise von Marillac über die Sendung Sjef Sarneel C.M.

Wie sah Luise ihre eigene Sendung und die ihrer Mitschwestern? Ich könnte darauf kurz antworten: sie folgte Christus nach, glaubte unbedingt an sein Wort und inspirierte andere, dasselbe zu tun. Damit sind wir natürlich nicht zufrieden. Ich werde also versuchen, diese kurze Antwort zu verdeutlichen. Dazu muß ich etwas über ihr Leben sagen, weil ihre persönliche Sendung eng mit ihrem Denken, Handeln und Leben zusammenhängt.

Ein Blick auf das Leben der heiligen Luise

In den ersten 20 Jahren ihres Lebens pflegte Luise eine eher strenge, ängstliche, beklemmende Spiritualität, in der von den erfreulichen Aspekten der Liebe Gottes keine Rede war. Aus ihrer Jugend ging sie als eine hyperempfindliche Frau hervor, die beunruhigt durch die Vergangenheit und voller Zweifel über ihre Zukunft war. Zweifel und Entmutigung lähmten sie. Als verheiratete Frau und als Mutter entsagte sie den Freuden der Welt. Die schwache Gesundheit ihres Mannes und den schwierigen Charakter ihres Sohnes interpretierte sie als eine Strafe Gottes, weil sie ihr Gelübde, ins Kloster zu gehen, gebrochen habe. Weder ihr Beichtvater, Bischof Camus, noch der Bischof von Genf, Franz von sales konnten sie aus dieser Krise befreien. Diese erreichte 1623 ihren Höhepunkt: es bemächtigten sich ihrer die Zweifel an Gott und an der Unsterblichkeit der Seele. Am Pfingstfest wurde sie davon befreit. Was sie darüber berichtet, hat viel mit ihrer Sendungsidee zu tun. Es wurde ihr nämlich gesagt, sie werde einmal Gelübde ablegen können, mit andern ohne Klausur zusammenleben, um dem Nächsten zu helfen, und einen neuen Beichtvater erhalten.

Dieser Beichtvater war Vinzenz von Paul. Er verstand es, in der vielgeplagten Seele alle Quellen anzubohren, die sie zum Werkzeug einer großen Sendungsarbeit machten. Er erinnerte sich, wie er selbst in einer schwierigen Situation seines Lebens den Frieden gefunden hatte, nämlich durch den Entschluß, sich ganz den Armen zu widmen. Diesen Frieden vermittelte er auch Luise, als sie sich entschloß, ihr Leben den Armen und Kranken zu weihen. Schon 1623 war ihr eine Ahnung von dieser künftigen Sendung gekommen:

"Frei von allem will ich Jesus nachfolgen, in aller Demut und Sanftmut will ich meinem Nächsten dienen".

Aber erst 1628 bot sie sich Vinzenz für diesen Dienst an.

Damit begann ein bewundernswerter wechselseitiger Austausch, eine geistliche Freundschaft für das ganze Leben. Vinzenz ermutigte sie auf ihren Visitationsreisen und lehrte sie, in

der mit andern geteilten Armut das Geheimnis der Freude, das sie so lange entbehrt hatte, zu entdecken. In diesem lebendigen Kontakt mit den Armen lernte sie fröhlich für andere sein, auch wenn sie Gründe hatte, selbst traurig zu sein, sie lernte sich selbst geben, auch wenn sie am liebsten allein gewesen wäre. So erfuhr sie eine neue Form der tätigen Liebe: Verständnis für das Leiden anderer und wahres Mitleid. Im Dienst für andere fand sie ihre Sendung.

Dazu gehörte auch die Geduld. Sich gedulden! Sich gedulden! das war eins der wichtigsten Prinzipien, die Vinzenz ihr oft vorhielt, während er ihr Arbeitsgebiet immer mehr ausdehnte. S;ändig unterwegs, sicher seit 1629, begegnete diese erste soziale Fürsorgerin immer mehr Armen und Kranken. Übereifrig wie sie war, mußte Vinzenz ihr mehr als einmal zur Mäßigkeit raten, um ihre schwache Gesundheit zu schonen und zu erhalten.

Luise ließ sich demütig ausbilden, und allmählich verstand sie, worauf Vinzenz eigentlich hienzielte: sich selbst in die Hand zu bekommen, sie selbst zu werden, um andern besser dienen zu können. Aus dieser Schule geht sie als eine praktische Frau hervor, die sich nicht von den Verhältnissen absorbieren läßt, sondern sich ihnen anpaßt, ohne sich selbst zu verlieren, die sich auf Einzelheiten einlassen kann, ohne das Ganze aus dem Auge zu lassen. Sie ergreift Initiative, und das ist eine der Besonderheiten ihrer Sendung. Als sie z.B. sieht, daß es für die Mädchen auf dem Land keine Schulen gibt, richtet sie sie ein. Aber nie vergißt sie, daß sie mit Vinzenz zusammen arbeitet. Dieser Tatsache verdanken wir die genauen Berichte über ihre Visitationsreisen. Ihr Aufgabenkreis wurde bald für sie als einzelne Frau zu groß, so daß die Caritas-Damen als Helferinnen an ihre Seite traten und in herzlicher Freundschaft mit ihr arbeiteten. Man muß daraus schließen, daß die caritative Elite von damals ihr viel zu verdanken hat.

Auch Vinzenz freute sich, eine solche Mitarbeiterin zu haben. Wer hätte Anfang 1625, als sie sich unter seine Führung stellte, vermuten können, daß er sechs Jahre später schreiben würde:

"Hier (in Paris) braucht man Sie notwendiger (als dort in Montreuil) im Verein der christlichen Liebe von Saint-Sulpice, wo man einen kleinen Anfang gemacht hat; aber es geht so schlecht dabei, wie man mir sagte, daß es zum Erbarmen ist. Vielleicht behält Gott Ihnen die Gelegenheit vor, hier zu arbeiten".

Solche Äußerungen - es gibt davon mehrere - zeigen uns, daß Luise innerhalb von sechs Jahren Vinzenz' ganzes Vertrauen gewonnen hatte. Er hatte sie für ihre Sendung ausgebildet. Sie hatte gehorcht, und er hatte ihr die Chance gegeben, sie selbst zu werden und zu bleiben. Die "Noviziatsjahre", die Prüfungen, die sie zu ihrer Sendung heranreifen ließen, waren vorüber. Nun war sie in der Lage, ihren Schwestern selbst eine helfende Hand zu reichen; denn am 19. November 1633 sollte die Genossenschaft der Töchter der christlichen Liebe entstehen.

Jede Sendung steht in enger Beziehung zu dem, der sendet. Luise wußte sich in allem von Jesus abhängig. Sie hat ihre Taufe immer sehr ernst genommen. In ihm fand sie Kraft und Mut. In ihm sah sie das Modell ihres Lebens, und es ist interessant zu sehen, wie sich ihr Jesusbild allmählich gewandelt hat.

Wandlung des Christusbildes

Anfangs fühlte sich Luise bei der sog. Abstrakten Schule zuhause, zu der man Männer wie Benedikt von Canfield, Michael Marillac, Bischof Camus, den Beichtvater Luises, Peter von Bérulle und Saint-Cyran, den späteren Jansenisten zählt, die ihre strengen Auffassungen über Jesus, seine Menschwerdung und damit über das geistliche Leben gedanklich entwickelten und niederschrieben. Entsprechend zeigen auch Luises Schriften, wie sie sich tief vor der Gottheit Jesu demütigt, vor seinem Wesen, seinen Plänen und seinem Willen hinsichtlich der Menschen und der Schöpfung. Sie sucht sich dem Geheimnis der Menschwerdung gedanklich zu nähern, indem sie darin drei Phasen unterscheidet. Sie denkt nach über den Plan Gottes, sich mit den Menschen zu vereinigen, und findet hierfür drei Gründe. Wie die Vertreter der Abstrakten Schule beschäftigt sie sich gern mit den von ihnen so genannten "besonderen Zuständen im Leben Jesu". Sie meditiert im Stil dieser Gruppe mit Eifer über die Verdienste Jesu, an denen sie teilhaben möchte. Diese Denkweise hat sie nie ganz aufgegeben.

Aber unter dem Einfluß des heiligen Vinzenz beginnt sich mit dem Jahr 1628 - sie ist jetzt 37 Jahre alt - ihr Christusbild zu wandeln, als sie den Entschluß faßt, sich für immer dem Armentdienst zu widmen. Nun wird ihr immer mehr die Bedeutung der praktischen Nachfolge Christi klar, die sie nun Tag für Tag zu verwirklichen sucht mit allen Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Sie wächst in der Erkenntnis, daß die konkrete Nachfolge die einzig gültige Antwort auf die Liebe Gottes ist, daß sie am besten durch ein Leben inmitten der Armen und Kranken geschieht und daß so am reinsten die Sendung Christi verehrt und forgesetzt wird. Damit hat sie das eigentliche Ziel ihres Lebens und ihrer Sendung gefunden.

Hierauf kommt sie in ihren Schriften oft zu sprechen, so daß wir ihre Gedanken über die Sendung rekonstruieren können. Vor allem ist da die Pflicht, durch die Nachfolge Christus zu verehren. Dieses "verehren" ist ein Begriff, dem wir auch bei Vinzenz oft begegnen, ebenso wie ihn die "abstrakte Schule" gern benutzt hat. Seine Wurzeln liegen im mittelalterlichen Feudalsystem mit seinem Vasallenstaat. Im absolutistischen Staat, in dem Luise und Vinzenz lebten, hat er natürlich auch seine volle Bedeutung.

Aber nun ist Christus für Luise nicht mehr nur der Gottmensch, der unsere Verehrung verdient, sondern er ist der Weg, den wir studieren, meditieren, lieben und praktisch beschreiten müssen. Wenn wir mit ihr diesen Weg als den einzig wahren entdeckt haben, werden wir nicht anders können als ihm folgen. Jeder Heilige, jede Zeit hat dabei andere Akzente gesetzt. Uns interessiert, wie Luise ihn gesehen hat.

Hierin ist sie von ihrer Zeit abhängig. Die Spiritualität des 17. Jahrhunderts ist bekanntlich ernst, schwer und streng.

Luise bildet da keine Ausnahme. Die Basis ihres Denkens war Mißtrauen: Mißtrauen gegenüber sich selbst, ihrer Natur und der Welt, in der sie lebte. Sie hatte Angst, eine Sünde könne ihr Verhältnis zu Gott trüben. Überzeugt, daß der Teufel mit den Menschen und mit Frankreich sein Spiel treibe, wünschte sie, daß für das Land gebetet werde; es sollte seiner Abgötterei entrissen werden. Luise dachte wie Johannes vom Kreuz: alles kommt darauf an, von einem in Liebe umgewandelten Leben erfüllt und vom Kreuz als dem höchsten Ausdruck dieser Liebe ergriffen zu sein. Sie umarmte wie er das Kreuz, um so, am Fuße des Kreuzes, um jeden Preis zur Vereinigung mit Jesus zu gelangen. Darum war ihr Leben so schwer, von Kindheit an bis zu ihrem Tod, ohne Unterbrechung und Ruhepause. Und obwohl ihre Briefe und Meditationen überall ihre Gottesliebe ausstrahlen, ist es tragisch, zu sehen, daß sie bis zu ihrem letzten Lebensjahr fürchtete, verdammt zu sein. Wieder also wie bei Johannes vom Kreuz, der über den Schmerz des Entbehrens und des Suchens schreibt und kaum an das Wiedersehen mit dem Geliebten zu denken wagt?

Dieser Pessimismus, diese Angst war für Luise ein Ansporn in ihren Gedanken über ihre Sendung. Denn was sie für sich selbst fürchtete, das fürchtete sie auch für andere. Darum besteht sie auf der geistlichen Hilfe für Arme und Kranke. Darum bereitet sie sie auch selbst auf den Empfang der Sakramente, besonders der Beichte vor. Wie dem heiligen Vinzenz so ging es auch ihr immer um die Rettung der Seelen. Die Angst vor der Hölle war nun einmal das Erbe des augustinischen und spätgotischen Denkens. Sie steckte sehr tief in den frommen Katholiken und Protestanten des 17. Jahrhunderts. Für Luise war sie aber zugleich eine starke Triebkraft für ihre Sendung, nicht anders als für den heiligen Vinzenz. Doch hat Luise nie so stark wie Vinzenz betont, daß Menschen verloren gehen.

Worte der heiligen Luise über die Sendung

Dank dem heiligen Vinzenz nahm das Christusbild der heiligen Luise immer mehr die Züge an, wie sie das Lukasevangelium und das 25. Kapitel des Matthäusevangeliums aufweist. Christi Wort und Versicherung: "das habt ihr MIR getan, das habt ihr mir NICHT getan", nahm sie unglaublich ernst. Schon 1623 hatte sie geschrieben:

"Frei von allem, Jesus nachfolgen und in aller Demut und Sanftmut meinem Nächsten dienen".

Das wurde ab 1628 volle Wirklichkeit. Diesen Leitgedanken kleidet sie in immer neue Worte und prägt ihn ihren Postulantinnen und Schwestern ein. So war sie sich selbst und dem heiligen Vinzenz gegenüber gehorsam, so daß man gesagt hat: Die Genossenschaft der Töchter der christlichen Liebe war so, wie der heilige Vinzenz sie gewollt und Frau von Marillac sie gemacht hat. Sie erfüllte ihre Schwestern unaufhörlich mit dem Gedanken an ihre Sendung, ohne sich ihnen aufzudrängen.

Den Schwestern, die eine neue Stellung bekamen oder eine neue Gründung anfangen mußten, sagt sie, was sie dort erwartete. Diese Dokumente sind eine Fundgrube für das Thema der Sendung. Es kann und darf nicht meine Aufgabe sein, Ihnen alles mitzuteilen, was die heilige Luise hier bietet. Wir müssen auswählen.

Sie wies immer auf die Pflicht hin, unaufhörlich im Dienst der Armen zu stehen. Ohne diese Gesinnung konnte sie sich selbst und ihre Schwestern nicht vorstellen, wenn sie sich auch bewußt war, daß es eine sehr schwere Sendung war. Denn Dienen war nach ihrer Auffassung nicht ein eiliger oder gelegentlicher Besuch oder die Besorgung einiger Kleinigkeiten. Es war für sie nicht das Hersagen einiger frommer Worte oder das Verschenken von Geld:

"Eine wahre Tochter der christlichen Liebe ehrt Gott in ihrem Armeidienst. Darum muß sie mehr bei den Armen als bei den Reichen sein. Sie hat ihre Vorschriften und darf denen gemäß keine Zeit verlieren. Wenn sie nicht bei den Armen sein kann, muß sie bei ihren Mitschwestern sein und deren Gesellschaft lieben".

In einem Wort faßt sie ihre Forderung an die Schwestern zusammen: bereit sein. Bereit zu geben, sich selbst zu gehen, bereit zu hören, Tag und Nacht, wenn es sein muß, bereit, allen zu helfen, bereit, die Armut aufzuspüren.

"Bedenken Sie, daß Sie allen unterworfen sind, die letzten von allen, ohne Macht. Sie müssen die Damen der Caritas verehren als die Mütter Ihrer Herren (d.h. der Armen)".

Die Schwestern wußten, was sie erwartete: ein hartes, abgetötes Leben, viel körperliche Arbeit, wenig menschliche Befriedigung. Angesichts solcher Anforderungen begreift man, daß Luise die Schwestern zu einem übernatürlichen Leben ermutigt, sonst könnten sie ihre Sendung nicht erfüllen. Sie brauche, schrieb sie, Mädchen "ohne Interesse für diese Welt". Sie entläßt eine Postulantin, weil diese immer noch "ein wenig danach verlangt, die Welt zu sehen und zu genießen". Es geht ihr um "Mädchen, die sich ganz nach der Vollkommenheit sehnen". Sie mußte erfahren, daß die Landmädchen nicht immer so tugendhaft waren, wie Vinzenz sie in seinen Konferenzen geschildert hat. Darum stellte sie so harte Bedingungen. Qualität war ihr wichtiger als Quantität. Sie brauchte Mädchen, die ihrer Sendung gewachsen waren, die sich ganz an Gott anschließen wollten, ohne bei den Menschen Trost zu suchen, Kandidatinnen, die sich ehrlich nach Vollkommenheit sehnten, tüchtig an Leib und Seele, geeignet zu dienen, fähig, auf den eigenen Willen und das eigene Urteil zu verzichten und ohne Zögern zu gehorchen. Wer nicht über diese geistige Kraft verfüge, werde niemals einen guten Nährboden für die Sendung bieten. Solide Tugenden verlangte sie, wie es auch der heilige Vinzenz immer betont hatte.

In ihrem letzten Lebensjahr schrieb sie:

"Wir brauchen gutgesinnte Mädchen, die den Wunsch nach der Vollkommenheit wahrer Christen haben, Mädchen, die sich selbst absterben wollen durch Abtötung und wahre Selbstver-

leugnung, Tugenden, die in der Taufe grundgelegt sind. Dadurch kann der Geist Christi in ihnen wohnen und ihnen Festigkeit und Ausdauer für ihre ganze geistliche Lebensweise verleihen, obwohl diese in fortwährenden äußeren Handlungen besteht, die in den Augen dieser Welt niedrig und demütig erscheinen, aber groß sind vor Gott und seinen Engeln".

Es sind alles Worte, die Luise häufig benutzt und die alle mit ihrer Sendungsidee zu tun haben.

Die Kraft zur Erfüllung der Sendung an die Armen liegt in der Liebe zum gekreuzigten Jesus, eine Liebe, die so groß ist, daß sie die Schwestern immer wieder an den Fuß des Kreuzes zieht. "Denn gerade hier, im Leiden und Dulden, im Ertragen und Vergeben, in einem Wort im Kreuz Jesu Christi zeigt sich, daß man von Gott auserwählt wurde". Das versichert uns Luise, für die Lieben und Leben eins war. Die Sendung vollzieht sich, so meint sie, am besten auf dem königlichen Weg des Kreuzes; denn Jesus hat sie auserwählt, ihn durch ihr Leiden bei ihrer Sendung zu verehren, und dabei sollen sie auch bedenken, daß sie so auch an den Leiden der Armen teilnehmen, zu denen sie gesandt sind.

Am Fuß des Kreuzes sollten die Schwestern ihre Kraft, ihren Mut, ihre Ausdauer und Liebe finden und dann wieder zurück zu ihren Armen gehen. Da konnten sie dann immer wieder ihre Liebe zum gekreuzigten Herrn unter Beweis stellen. Als sie diese Gedanken dem Papier anvertraut hatte, ist es, als ob sie selbst erschrocken sei, die Feder aber wieder in die Hand nahm und mildernd hinzufügte: "Bitte, meine lieben Schwestern, erschrecken Sie nicht, daß ich so streng schreibe, aber ich kann doch keine Ausnahme machen", und - sie nahm kein Wort zurück.

Die Sendung richtete sich vor allem an die Armen und Kranken. Sie nannte Luise "unsere Herren und Meister", zum erstenmal schon 1636. Ihnen dienen nannte sie "ganz gewiß den Plan der göttlichen Vorsehung erfüllen"; denn "Menschen, die Gott suchen, finden ihn wohl überall, besonders aber in den Armen, weil sie die Glieder des Herrn sind". Darum haben sie ein Recht darauf, von uns "zärtlich und mit großer Achtung geliebt und körperlich und geistig bedient zu werden", weil wir auch "auf das ewige Heil dieser unserer Mitmenschen bedacht sein sollen".

Es sind schöne und inspirierende Worte, die Luise diesem Thema widmet. Die Häufigkeit aber, mit der sie es immer wieder schreibt, verrät, wie schwierig die praktische Durchführung dieser Sendung war. Grundvoraussetzung blieb: Mißtrauen gegenüber der Welt und sich selbst und völliges Vertrauen auf Gott und die Hingabe an ihn.

Übereinstimmung mit dem Neuen Testament

In diesem Vortrag habe ich vielleicht manches übersehen. Darauf könnten wir im Dialog zu sprechen kommen. Aber zum Schluß möchte noch auf etwas Merkwürdiges hinweisen. Die heilige Luise lebte nicht in unserm Jahrhundert, das so stolz darauf ist, die Bibel und die richtige Exegese endlich entdeckt zu haben. Doch scheint sie, eine Frau aus dem 17. Jahrhundert, mit ihren Ideen

21/10

über die Sendung, neutestamentlich gesehen, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben.

Die Basis der biblischen Sendung ist das Bewußtsein des Gesandten, im Namen Gottes zu sprechen, also im Namen dessen, der ihn sendet. Das bei den Propheten hervortretende Sendungsbewußtsein: "Meine Worte lege ich in deinen Mund" gilt vor allem für Jesus selbst, von ihm her aber auch für alle, die er sendet. Er hat sich selbst, sein Gesandtsein weitergegeben. Er hat sich durch die von ihm erwählten Menschen vertreten lassen. Wie Jesus aus seinem Vater lebte, müssen die von ihm Gesandten von ihm aus ihren Weg gehen. Dazu gab er ihnen seinen Geist. Im Markusevangelium verbindet der Herr die Sendung mit der weltweiten Verkündigung des Evangeliums, mit der Taufe, der Heilung der Kranken und der Austreibung der Dämonen. Der heilige Lukas spricht von der Gabe des Heiligen Geistes. Der heilige Paulus schreibt mehrmals über die Bedeutung des Kreuzes und der Abtötung für die Sendung, das Kreuz verurteile die menschliche Weisheit, es sei ein Ärgernis und zugleich zugänglich den Armen und Kleinen, eine Kraft, die das Judentum sprengt und Gottes unendliche Liebe offenbart.

Und wie kann man denjenigen, der gesandt ist, erkennen? An seiner tüchtigen Arbeit, sagt der heilige Paulus, an seiner hingebenden Liebe, die alles erträgt, an dem Verlangen, am Leiden Christi teilzunehmen und für das Heil des Nächsten zu sterben.

Den meisten dieser neutestamentlichen Akzente sind wir schon in unserm Überblick begegnet. Ich könnte noch auf Luisas Bemerkungen über den Heiligen Geist hinweisen, über die Liebe, die die Sendung zu einem gemeinsamen Tun macht, auf ihre Worte: "Unsere Schwestern müssen so arbeiten, daß sie einfach keine Zeit mehr haben, über sich selbst nachzudenken und die eigene Befriedigung zu suchen". Aber das ist, meine ich, ein bekanntes Gebiet.

Wenn ich mit diesem Vortrag gezeigt habe, daß Luisas Gedanken über die Sendung durchaus neutestamentlich sind, habe ich sie Ihnen vielleicht noch sympathischer gemacht, als sie es schon war.

Aussprache

1. Daß Luisas Gedanken über die Sendung völlig neutestamentlich seien, fand einer übertrieben.

"Ich gebe zu, hier war ich etwas zu enthusiastisch. Aus den verschiedenen Möglichkeiten, die Sendung neutestamentlich zu deuten, hat L. das ausgewählt, was wir heute mit Kreuzmystik bezeichnen. Sie hätte z.B. auch die Theologie der Menschwerdung zur Grundlage ihrer Sendungsidee nehmen können, was sie aber nicht getan hat."

2. Der Begriff der Hingabe fehlt.

"Wenn auch das Wort Hingabe selbst fehlt, so verdeutlicht der Text doch, daß die Sendung, von der die Rede war, nur aus der Hingabe an Gott geschieht und geschehen kann."

21/11

3. Die Abtötung ist zu wenig positiv gedeutet.

"Wenn man mich mit einem Vortrag über die Abtötung oder das Idealbild einer Barmherzigen Schwester beauftragt hätte, wäre der Inhalt dieses Referats ein anderer gewesen. Nun aber ging es um die Sendung an sich, und darin spielt die Abtötung, sicher als Mittel zum Zweck, eine sehr bedeutende Rolle. Noch in den letzten drei Lebensjahren kommt Luise mehrmals darauf zu sprechen". (Ecrits spirituels L 651, L 564, L 596, L 598, L 600, L 607, L 614, L 647 bis)

4. War die heilige Luise eine Mystikerin?

"Die Antwort hängt davon ab, was man unter Mystik versteht. Das Wort hat die verschiedensten Bedeutungen. Alles, was geheimnisvoll, verborgen, dunkel ist, hat man mystisch genannt. Der Begriff Mystik ist schwer definierbar. Im religionswissenschaftlichen Sinn meint Mystik die das gewöhnliche Bewußtsein und die verstandesmäßige Erkenntnis übersteigende, unmittelbare Erfahrung der göttlichen oder transzendenten Realität (Lexikon für Theologie und Kirche). In der Mystik der großen Religionen ist das Ziel der Mystik die (erlösende) Vereinigung mit Gott oder dem absoluten Seinsgrund. Der Weg dazu ist (außer Askese) ethische Reinigung, Meditation und Kontemplation (ebd.). So gesehen, scheint mir, daß die mystische Erfahrung sich theoretisch nicht spezifisch vom gewöhnlichen Gnadenleben nicht unterscheidet. Praktisch ist sie ein Geschenk nur für Eingeweihte, also nicht für alle Gläubigen, weil sie große Hingabe fordert. Ohne diese Hingabe kommt keine Mystik im Sinn der oben genannten "überstiegender unmittelbarer Erfahrung der göttlichen Realität" zustande.

Die heilige Luise hat diese Hingabe vollzogen. Ob der Herr sie mit der "unmittelbaren Erfahrung" seiner Realität bereichert hat, wird von Kennern ihres Lebens hier und da bejaht. B. Martines CM, Vicentina 1984, 487-514, z.B. S. 513 f., vor ihm auch Calvet, Louise de Marillac par elle même, 1958 S. 157 ff.) Deutliche Beispiele sind aber so wenig zahlreich, daß ich bezweifle, daß Luise wirklich zu den mystisch Begabten gerechnet werden kann. Die Diskussion geht weiter."

5. Man möchte etwas mehr über die sog. Abstrakte Schule erfahren.

"Die französische sog. Abstrakte Schule dominierte besonders an der Sorbonne in Paris. Sie bestand auf der unmittelbaren Verbindung der Seele mit der göttlichen Wesenheit (Lx.f.Th.u.K.). Sie bestand auch auf einer Wesentheologie unter Übergehung der Christologie. Sie hat einen mehr spekulativen und intellektuellen Charakter, im Gegensatz etwa zu Bernard von Clairvaux, Franz von Assisi und Bonaventura, die mehr affektiv sind. Die A.S. neigt zur Betrachtung des göttlichen Wesens und der Beziehungen zwischen Gott und der Seele. Die Selbstheiligung ergibt sich vor allem aus der Betrachtung. Die Themen dieser Schule sind die göttliche Einheit, die Tatsache, daß wir von Ewigkeit her in Gottes Gedanken bestehen, daß Gott uns nach seinem Willen geschaffen hat und seine Pläne mit uns hat. Durch die Schöpfung sind wir von ihm ausgegangen, durch die Kontemplation gehen wir wieder in seine Einheit ein. Das geschieht nicht ohne völlige Loslösung von

21/12

aller Geschöpflichkeit und vom eigenen Willen. Diese Spiritualität beruht auf einer sehr strengen Askese. Die mystische Vereinigung mit Gott vollzieht sich, wenn "das Wesen der Seele" mit Gottes Wesen vereint wird. Das ist ein Geschenk Gottes."

6. Was ist die sog. Französische Schule?

"Die Antwort verlangt eine längere Ausführung, die ich gelegentlich geben könnte. So viel sei zur Klärung des Begriffs gesagt, daß es sich nicht um eine Gruppe von Männern handelt, die sich gemeinsam um eine bestimmte Spiritualität bemüht hätte. Vielmehr werden Männer wie Bérulle, Condren, Olier, Eudes, bisweilen auch Franz von Sales wegen ihrer gleichen Geistesrichtung von uns seit Bremond unter dem Begriff "Französische Schule" zusammengefaßt".

Voltaire: Mein Heiliger ist Vinzenz von Paul

Der interessierte und aufmerksame Leser unserer Zeitschrift Paul Gunth CM in Paris griff die Frage in MEGVIS B A F 11/19 auf. Hier also das öfter zitierte Wort Voltaires im Zusammenhang und mit Quellenangabe. Es dürfte nützlich sein, auch den französischen Text mitzuteilen.

"Mon saint à moi, c'est Vincent de Paul, c'est le patron des fondateurs. Il a mérité l'apothéose de la part des philosophes comme des chrétiens. Il a laissé plus de monuments utiles que son souverain Louis XIII. Au milieu des guerres de la Fronde, il fut également respecté des deux partis. - Lui seul eut été capable d'empêcher la Saint-Barthélémy. - Il voulait que l'on cassât le cloche infernale de Saint-Germain-l'Auxerrois qui a sonné le Tocsin du massacre. - Il était si humble de coeur qu'il refusait aux jours solennels de porter les superbes ornements qu'avait données Médicis, - bien différent de François de Sales qui écrivait à Madame de Chantal: Ma chère soeur, j'ai dit ce matin la messe avec la belle chasuble que vous m'avez brodée. (Lettre du 4 janvier 1766 à Mr le Marquis de Vilette. Edition Garnier, Paris 1885, t. XLIV, p. 167-168)

"Mein Heiliger ist Vinzenz von Paul, der Patron der Stifter. Er verdient höchste Verehrung sowohl von Seiten der Philosophen als auch der Christen. Er hinterließ mehr nützliche Denkmäler als sein Herrscher Ludwig XIII. Während der Fronde-Kriege wurde er von beiden Seiten respektiert. - Er allein wäre fähig gewesen, die Bartholomäus-Nacht zu verhindern. - Er wollte, daß die teuflische Glocke von Saint-Germain-l'Auxerrois, die den Auftakt zu dem Massaker gegeben hatte, kaputtgeschlagen würde. - Er war so demütig von Herzen, daß er es ablehnte, an hohen Feiertagen die prächtigen Gewänder, die die Médicis geschenkt hatten, zu tragen, ganz anders als Franz von Sales, der an Madame de Chantal schrieb: 'Meine liebe Schwester, diesen Morgen habe ich die Messe mit der schönen Kasel gelesen, die Sie mir gestickt haben'."

Nun taucht gleich die neue Frage auf: Lassen sich die Bemerkungen Voltaires über die Glocke und die Gewänder belegen? - Übrigens verdanken wir auch die Abbildungen und die Zitate auf den S. 4 und 25 Herrn Gunth. Merci bien!

KRISENÄHNLICHE JAHRE IN DEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN VINZENZ V. PAUL
UND LOUISE V. MARILLAC

1. EINFÜHRUNG

Im monatlichen Informationsheft der Vinzentinerinnen aus dem Mutterhaus Paris, Heft Nr. 8, 1987, lasen wir vom veränderten Ton in der Beziehung zwischen Vinzenz und Louise, von unterschiedlichen Charakteren, sogar von "Krise" (in Anführungszeichen). Viele lasen das mit Erstaunen. Seit Jahren liegt zwar die Korrespondenz der Stifter auch in deutscher Sprache vor. - Einer Übersetzung kann es allerdings kaum gelingen, die Feinheiten einer anderen Sprache, auch noch im Stil des 17. Jahrhunderts, so zum Ausdruck zu bringen, daß uns durch das Lesen dieses Briefwechsels eine Veränderung der Beziehungen aufgefallen wäre. Außerdem hätten wir uns kaum getraut, eine solche Schlußfolgerung zu ziehen, wo doch die Beschreibung der überragenden Heiligengestalten des Vinzenz von Paul und der Louise von Marillac kaum daran denken ließ, daß diese Heiligkeit, in heldenhafter Tugendübung - wachsen mußte, mühsam, schmerzhaft, leidvoll, aber zäh und unerschütterte mutig zum täglichen Neubeginn, was ja eben diese Heldenhaftigkeit ausmacht.

Dieses Wachsen und Reifen war - wohl normalerweise - gewissen Witterungsanfälligkeiten ausgesetzt. Und erst dem eingehenden Quellenstudium der letzten Jahre gelang es in feiner Mosaikarbeit, größere Zusammenhänge darzulegen, die besonders die Gestalt der hl. Louise etwas deutlicher zeichnen, sehr zum Vorteil für das Verständnis dieser bewundernswerten Frau.

Worum geht es also?

2. EINE ZU KLEINE WOHNUNG

Wir versetzen uns kurz zurück in die Anfänge der Genossenschaft. Am 29. November 1633 hatte Louise v. Marillac fünf oder sechs Töchter in ihr Haus aufgenommen in der heutigen rue Monge, in der Pfarre St. Nicolas du Chardonnet. Zwei Jahre später waren es bereits 20. Keine Frage, daß es an Platz mangelte. Louise hatte nach dem Tod ihres Gatten (1625) dieses Haus gemietet und bezogen, um in der Nähe des Herrn Vinzenz zu wohnen, an dessen apostolisch-caritativen Werken sie sich zu beteiligen begann. (Herr Vinzenz wohnte damals mit seinen Priestern im Kolleg der guten Kinder, "Bons Enfants", gerade eine Straßenzeile weiter.) Nun aber wurde Louises Haus zu klein. Ständig wuchs die Zahl der Mädchen, die Louise in ihrem Haus auf den Dienst in den Charité-Gruppen vorbereitete. Dieses Anwachsen der Zahl bestärkte Louise wohl im Verständnis ihres Pfingsterlebnisses von 1623: "Du wirst dem Nächsten dienen an einem Ort, wo ein Kommen und Gehen sein wird", also kein Dauerverbleib hinter Klostermauern. Und im Jahr 1636, 2 1/2 Jahre nach der Gründung - waren sich alle Beteiligten einig, daß man auf Wohnungssuche gehen mußte.

3. DREI FRAGEN UND DIE ANTWORT:

Aber da erhoben sich gleich drei Fragen:

- 1. Wo soll die neue Wohnung liegen?
- 2. In wessen Namen wird gemietet oder gekauft, d.h. wer unterschreibt den Miet- (Kauf)- Vertrag?
- 3. Wer bezahlt das Ganze?

Zu Frage 1:

Seit einigen Jahren bereits wohnte Herr Vinzenz nicht mehr im Kolleg der guten Kinder, sondern in St. Lazare. Längst war die

Entfernung zwischen den beiden Wohnsitzen ein Hindernis in der schnellen Verständigung. Nun aber könnte bei der Suche nach einem neuen Wohnsitz diese Schwierigkeit berücksichtigt werden. Viele Fragen könnten auf unkompliziertere Weise besprochen werden, viele Wege, viele Briefe, vielen Boten erspart bleiben. Aber siehe da, eine unerwartete Reaktion von seiten des Herrn Vinzenz. Er findet es ganz und gar nicht angemessen, das Mutterhaus der Filles de la Charité in die Nähe von St. Lazarus zu rücken. Warum? Die Gründung war jung, ihr Bekanntheitsgrad noch gering. Aber eilfertige Zungen sind immer zu finden und zu fürchten, die die häufigen Beziehungen zwischen Missionspriestern und Charité-Töchtern, zwischen Herrn Vinzenz und Mademoiselle de Marillac mit böswilligen Kommentaren versehen könnten. (Vgl. Briefwechsel S. 134, Nr. 140) Vinzenz schreibt: "Wir sind mitten unter Leuten, die alles sehen und alles beurteilen..." Aber gerade dieser Brief führt Louise deutlich vor Augen, warum eine geringere Entfernung zwischen den Wohnsitzen notwendig wäre: Vinzenz schreibt nämlich: "Ich bin verhindert, ich habe keine Zeit. Ich kann Sie nicht besuchen..." Die mangelnden Kommunikationsmittel verursachten bei den Entfernungen wahre Probleme, und Louise war nicht robust genug, um die weiten Wege nach St. Lazare immer zu Fuß zurückzulegen, wenn Herr Vinzenz nicht kommen konnte. Nun aber gab es ein Nein. Louise nahm es stillschweigend an. Aber noch war kein Haus gefunden. Herr Vinzenz hatte Madame Goussault gebeten, mit Louise nach einer geeigneten Wohnung zu suchen. Madame Goussault hatte viele Beziehungen, und Louise wußte, welche Art Wohnung vonnöten war. Schließlich wurde ein Haus gemietet in La Chapelle, damals ein Dorf im Norden von Paris. Louise und ihre Töchter zogen also aufs Land. Dort gab es zwar mehr Platz und bessere Luft, aber die weite Entfernung von der Stadt sollte das ganze Unternehmen erschweren. Und schon taucht beim Anmieten des Hauses Frage Nr. 2 auf: In wessen Namen wird gemietet? Wer unterschreibt? Hier sehen wir nun wieder Madame Goussault am Werk. Sie erledigt alle rechtlichen Angelegenheiten und unterschreibt den Mietvertrag im Namen und Auftrag der Caritas-Bruderschaft, die inzwischen - wir würden heute sagen - ein "eingetragener Verein" geworden ist. Hier tritt es nun deutlich hervor: Louise hat ihr eigenes Leben, ihre Eigenentscheidung aufgegeben. Sie verläßt das Haus, das sie nach dem Tod ihres Mannes als eine neue Heimat bezogen hatte, und läßt über sich verfügen. Die Gruppe ihrer wohl 20 Töchter ist vor dem Gesetz ein Niemand. Deshalb springt Madame Goussault ein. Die Bruderschaft der Charité mietet das Haus und zahlt die Miete. Damit haben wir bereits Frage Nr. 3 beantwortet. Wenn aber die Bruderschaft bezahlt, sind dann die Filles de la Charité ein Teil der Bruderschaft? Die Frage hatte sich wohl noch niemand so recht gestellt. Aber die Notwendigkeit der Vertragsunterschrift zwingt zu einer Entscheidung: Rechtlich haben sich die Filles de la Charité in die Bruderschaft eingeordnet. Das sollte sich allerdings später mit der Approbation der Gemeinschaft ändern. Im Augenblick aber mußte die Bezahlung der Miete durch die Damen, die Unterschrift des Vertrages durch Madame Goussault in Louise ein Gefühl der Unsicherheit, ja letztlich der Ungeborgenheit, des Preisgebebens aufkommen lassen, ein Gefühl, zu dem ihr Wesen immer wieder neigte und das ihr Leben bisher so leidvoll gemacht hatte. Es war ein schwebender Zustand - zwischen Nicht- mehr und Noch-nicht. Aber Louise läßt keine Wehleidigkeit aufkommen. Ihre eigene Niederschrift im Hinblick auf den Wohnungswechsel deutet hin auf die Kraft und Sicherheit ihres Glaubens,

21/15

der sie durch alle Ernüchterungen des Alltagslebens trug. Hier ihre Worte: "In die neue Wohnung gehen in der Absicht, die göttliche Vorsehung zu ehren, die dahin führt, in Bereitschaft dort das zu tun, was die göttliche Vorsehung zu tun erlaubt. Durch diesen Wohnungswechsel denjenigen Jesu Christi und der heiligen Jungfrau ehren bei der Flucht von Bethlehem nach Ägypten und danach noch an andere Orte, und - so, wie sie - keine bleibende Stätte auf Erden haben wollen...". (Coste I, S. 322)

4. LANGSAMES REIFEN

Louises einstiges Pfingst-Erlebnis gab ihr immer wieder eine Stärke des Glaubens, der sie mit absoluter Sicherheit den Dienst am Nächsten als ihr Ziel und ihre Bestimmung erkennen und anstreben ließ. Meiner Meinung nach ist hier eine der Stellen, mit deren Hilfe wir unser bisheriges Louisen-Bild vielleicht etwas revidieren könnten. Unter dem bisherigen Bild verstehe ich den Eindruck von einer Frau, die als unsicheres, zitternd-zagendes Geschöpf sich der Leitung des großen starken Seelenführers anvertraut, um im bedingungslosen Glauben an die Richtigkeit seiner Weisung, schwach an Temperament, ohne viel eigenen Willen, aber stark im absoluten Gehorsam den ihr vorgezeichneten Weg ging. Das wäre zwar auch heroische Tugend, aber so war es wohl nur zum Teil. Die Tatsachen sprechen etwas anders. Und eben diese Tatsachen liegen dem zugrunde, was wir vorsichtig mit "Krise" zwischen Vinzenz und Louise bezeichnen können, obschon dieses Wort wiederum die Gefahr einer negativen Ausdeutung birgt. Es waren wohl Wachstumserscheinungen in einer Zeit des Eintritts in die volle Reife heiligen Denkens. Louise hatte in ihrer Vision Herrn Vinzenz als ihren geistlichen Führer gesehen. Sie nahm ihn an als von Gott gewollt, und er führte sie schließlich zur Eigenständigkeit der Entscheidungen, in einer klugen Achtung ihrer Person, ihres Frauenseins und in der klugen Leitung ihres Dranges nach Vollkommenheit, Heiligkeit.

Louises Zielsicherheit im Glauben aber war es andererseits, die ihren stillen, zähen Willen stärkte, der Gruppe der Caritas-Töchter eine kirchlich anerkannte Form zu geben. Wir kennen das Zögern des hl. Vinzenz und dessen gute Gründe. Louise wußte genau darum und teilte seine Befürchtung. Allerdings scheint es, daß sie sein Abwarten mit leiser Ungeduld begleitete, zumal die Erfahrung (in La Chapelle) mit der Unterschrift kein Einzelfall bleiben sollte.

5. ÜBERBRÜCKUNG DER FEHLENDEN RECHTSGRUNDLAGE

Im Herbst 1638 überschritt die junge Gemeinschaft zum erstenmal den näheren Umkreis von Paris. Zwei Schwestern wurden in die mehr als 300 km entfernte Stadt Richelieu gesandt. Die Herzogin von Aiguillon, die Nichte des Kardinals Richelieu, garantierte dort das Bestehen der kleinen Gemeinschaft, wiederum im Anschluß an eine Charité-Gruppe.

Die Entsendung der Schwestern war jedoch nie die Angelegenheit einer Charité-Gruppe. Immer geschah das durch Vinzenz und Louise - genau gesagt: im Auftrag und unter Vollmacht des Generalsuperiors der Missionspriester und Direktors der Charité-Bruderschaften, Vinzenz von Paul. Soweit hatte alles seine Rechte Ordnung, bis ein Jahr später, im Winter 1639/40, Louise v. Marillac bei der Gründung in Angers mit der Frage der Anerkennung der Gemeinschaft konfrontiert wurde. Die Spitalverwalter in Angers erbat für die

21/16

Übernahme der Schwestern einen schriftlichen Vertrag. Das war nicht vorgesehen. Vinzenz hatte nur mit einer mündlichen Abmachung gerechnet, wie bisher. Auf Louises Anfrage schreibt er ihr: "Wenn diese Herren schriftlich verhandeln wollen, so tun Sie es in Gottes Namen, und schließen Sie den Vertrag ab in Ihrem Namen als Direktorin der Töchter der Nächstenliebe, Dienerinnen der armen Kranken der Spitäler und Pfarren, mit der Zustimmung des Generalsuperiors der Kongregation der Missionspriester, Direktors der genannten Töchter der Nächstenliebe". Vinzenz ist sich bewußt: die Gemeinschaft der Filles de la Charité hat keinerlei rechtlichen Status. So fügt er hinzu: "Wenn man Sie nach der Errichtungsurkunde der genannten Gemeinschaft fragt, sagen Sie, daß es keine andere gibt als die Vollmacht, die dem Superior der Charité-Bruderschaften gegeben ist, so wie man es überall tut, besonders in der dortigen Diözese auf den Ländereien der Madame Goussault, in Richelieu in der Diözese Poitiers". (Briefwechsel, S. 245)

Diese Antwort dürfte Louise nicht ganz befriedigt haben. Sie hat das Fehlen der rechtlichen Grundlage der Gemeinschaft fast peinlich erlebt. Immerhin geht aber für uns daraus hervor, daß sie die Leiterin der Gemeinschaft ist, (und nicht etwa eine Charité-Dame!) Ihre Abhängigkeit vom Generalsuperior Monsieur Vincent nimmt ihr nichts von ihrer persönlichen Verantwortung. Sie unterschreibt immerhin zunächst in ihrem eigenen Namen. Louise sieht in Angers erstmalig offiziell die Gemeinschaft ihrer Töchter und sich selbst in deren Namen als handelnde Instanz. In Angers ist ein wichtiges Werk getan.

6. BELASTUNGSPROBEN DURCH WACHSENDE ANFORDERUNGEN

Vinzenz erwartet in Paris indessen dringend die Rückkehr von Mademoiselle: Eine große Zahl wichtiger caritativer Aufgaben erfordert die Hilfe der Caritas-Töchter, und Louise wird gleich bei ihrer Rückkehr überfallen mit einer Unmenge von Anforderungen: Ausbildung der Schwestern, Neuaufnahmen, Verteilung der Arbeit in den Charité-Gruppen, Aufnahme der Findelkinder in La Chapelle, dann die Betreuung der Galeeren-Sträflinge. Wenn man das hört, kommen einem Zweifel auf an der Bewältigung all dieser Aufgaben. So ist es nicht verwunderlich, daß Vinzenz sich immer häufiger entschuldigt mit den Worten: "Mir ist leider etwas dazwischen gekommen" oder ähnlichen Worten. Und in dem Fortgang dieses Alltagsbetriebs findet ein unmerklicher Wandlungsprozeß im Verhältnis zwischen Louise v. Marillac und Herrn Vinzenz statt. Im Frühjahr 1640 stehen die Dinge etwa folgendermaßen: Herr Vinzenz ist zufrieden mit dem erfolgreichen Abschluß der Verhandlungen in Angers. Mademoiselle hat außerordentlich klug und umsichtig gehandelt. Das Werk der Findelkinder ist gerade voll in die Zuständigkeit der Charité-Damen übergegangen. Mit andern Worten: alle Findelkinder, die überhaupt aufgefunden werden, werden von den Filles de la Charité versorgt. Die Damen haben die Sorge für die Finanzierung übernommen. Frau v. Marillac ist für Herrn Vinzenz nicht mehr nur die persönlich Ratsuchende, die zu führende Seele, sondern die wichtigste Mitarbeiterin, die kluge, zuverlässige, selbstlose und hingebungsvolle Leiterin der größten Aufgabengebiete. Vinzenz kennt Louises Psyche gut. Er weiß, was sie zu leisten vermag. Er kennt natürlich auch ihr Bedürfnis, gestützt, unterstützt, beraten zu werden; er kennt ihre Zweifel an sich selbst, ihre plötzlich auftretenden - wir

21/17

würden heute sagen: - Komplexe, etwas verschuldet zu haben. Aber er kennt auch ihren starken Glauben, ihren Leidensmut und ihren Willen zum Gehorsam. So scheint es, daß er in seinem Übermaß an Arbeit öfters von der Hoffnung und der Annahme ausgeht, daß Frau v. Marillac es schon macht, und gewiß gut macht, und besser als jeder andere es macht. Ja, sie machte es. Herr Vinzenz nahm das zunächst mit Genugtuung wahr und bestätigte sie. In der Folgezeit allerdings trat der große Wesensunterschied der beiden deutlicher hervor. Was zunächst eine glückliche Ergänzung darstellte, verlor im Laufe engerer Zusammenarbeit seine Selbstverständlichkeit und entwickelte sich zu einer Situation, die es zu überdenken galt. Bisher war die kluge Vorsicht des Herrn Vinzenz durch Luises Behaftigkeit ausgeglichen worden. Luises Strenge wurde oft gemildert durch Vinzenz' große Güte und Nachsicht. Aber in den Jahren 1640 bis 42 bedurfte es auf beiden Seiten deutlicher Bemühungen, diese Unterschiede einerseits zu verstehen, andererseits daran zu wachsen. Die respektvoll-freundschaftliche Beziehung der beiden Heiligen unterlag dem Gesetz allen Wachstums: keine Reife ohne Veränderung.

7. AUF DER SUCHE NACH EINEM GRÖßEREN HAUS.

Was war der Anlaß für das Zutagetreten der Nicht-Übereinstimmung? Eingangs hörten wir von dem Umzug der Gemeinschaft nach La Chapelle. Nach vier Jahren des Lebens in diesem Haus erwies es sich wiederum als viel zu klein. Wieder muß ein Haus gesucht werden. Wir sind im Sommer 1640. Die Herbergssuche dauert ein Jahr. Herr Vinzenz besteht betreffs der Lage des Hauses auf einer angemessenen Entfernung zu St.Lazarus. Er schlägt La Villette vor, ein Dorf wie La Chapelle. Diesmal lehnt Louise ab. Man sucht anderswo. Schließlich, nach einigen Monaten des vergeblichen Suchens und der vergeblichen Vorschläge des Herrn Vinzenz gibt dieser nach: Es darf in der Nähe von St.Lazarus gesucht werden, in der Pfarre St.Laurent. Louise wird ungeduldig. Sie möchte gern ein Haus kaufen, aber es findet sich keines in der gewünschten Größe. Herr Vinzenz schlägt wiederum eine Miete vor - Louise bleibt fest. Inzwischen ist es Frühjahr 1641 geworden. Herr Vinzenz macht Frau v. Marillac in einem Brief eine tadelnde Bemerkung; er schreibt: "Wegen des Hauses müssen wir noch weiter beten. Darüber mache ich mir nicht soviel Sorge, als wie wir Sie jetzt mietsweise hier unterbringen können. O Jesus, Mademoiselle, Ihre Angelegenheit hängt nicht von einem Haus ab, wohl aber vom weiteren Segen Gottes für das Werk".

Fühlt Louise sich in ihren Sorgen nicht mehr verstanden (Coste II, 166) oder gar nicht mehr ernstgenommen? Im Frühjahr 1641 ist Herr Vinzenz erkrankt. Louise drückt ihm ihre Besorgnis darüber aus. Daraufhin schreibt Herr Vinzenz ziemlich trocken: "Ich sehe Sie immer ein wenig in menschlichen Gesinnungen, sobald Sie mich krank sehen. Sie denken, daß alles verloren sei in Ermangelung eines Hauses. O Frau von wenig Glauben und Einwilligung in die Führung und das Beispiel Jesu Christi. Der Erlöser der Welt verläßt sich auf seinen Vater für den Zustand der ganzen Kirche, für alle Regeln und Einrichtungen. Und Sie meinen, er würde Ihnen fehlen für eine Handvoll Töchter, die seine Vorsehung doch erweckt und zusammengeführt hat. Also, verdemütigen Sie sich sehr tief vor Gott, in dessen Liebe ich bin

Ihr Vincent Depaul. " (Coste, II, 157)

21/18

Louise schweigt. Sie weiß: Herr Vinzenz hat in der Rettung der Findelkinder ein Werk von unermeßlicher Bedeutung geschaffen. Er hat dem Menschenbild im kleinen Gesichtlein des weggeworfenen, weinenden Kindes neue Züge gegeben. Louise und ihre Töchter hegen und pflegen eine große Zahl dieser Kinder in ihrem Mutterhaus in La Chapelle. Herr Vinzenz möge in seiner Güte bitte bedenken, was es bedeutet, Tag und Nacht viele schreiende, weinende, ja sterbende Säuglinge im Haus zu pflegen. Und das neben den anderen Diensten. Das Haus ist zu klein.

Endlich werden gegenüber von St. Lazarus zwei nebeneinanderliegende Häuser gefunden. Sie werden zunächst angemietet und bald darauf gekauft. Im Sommer 1641 findet nicht nur der Umzug statt, sondern auch der Kauf wird getätigt. Und da taucht sie wieder auf, die Schwierigkeit mit der Unterschrift. Louise ist niemand. Sie kann in keinem Namen handeln. Herr Vinzenz sieht das wohl. Und diesmal kauft die Kongregation der Missionspriester das Haus. Herr Vinzenz unterschreibt. Später, als die Gemeinschaft der Filles de la Chapelle anerkannt ist, kauft diese das Haus den Missionspriestern ab mit Hilfe der Finanzen, die die Damen wiederum zur Verfügung stellen.

8. UNTERSCHIEDLICHE AUFFASSUNGEN BEI DER HERANBILDUNG UND ENTSENDUNG DER SCHWESTERN.

Ein weiterer Anlaß zur leisen Trübung der Beziehungen: Louise möchte, daß ihre Töchter nicht nur bereit, sondern auch wendig genug seien, die Zeit ihrer Heranbildung im Seminar gut zu nutzen, damit sie schnell und gut all den Hilferufen nachkommen können. Sie ist bekümmert um Schwester Vincentia Auchy, eine junge Witwe aus Richelieu, die Herr Vinzenz gut kennt. Herr Vinzenz wiederum ist verwundert über Louises Strenge. Er verteidigt Vincentia und lobt ihre gute Führung bei einer Dame in Richelieu, der sie jahrelang treu gedient hat. Und er schreibt an Louise: "Es gibt Gemüter, die sich zunächst nicht so schnell all den kleinen Regeln anpassen. Mit der Zeit gibt sich das. Ich erfahre das täglich bei uns hier". (Coste II, 146)

Dieselbe Mahnung zur Geduld bei Jeanne Lepintre, die ein Tuch über der Haube tragen möchte. Herr Vinzenz: "Ich denke, man muß sie in dieser Anhänglichkeit ertragen. Mit der Zeit läßt sie es von selbst". (Coste II, 175)

Und da ist Schwester Marie Joly, die weit weg nach Sedan entsandt werden soll. Marie ist eine jener Schwestern der ersten Stunde mit soliden Tugenden, die die Arbeit des Armen- und Krankendienstes gründlich kennen. Ihre Versetzung verursacht großen Wirbel. Die Damen wünschen als Ersatz für Marie eine gleich gute Tochter, die aber erst gesucht werden muß. Vinzenz drängt zur Eile. Er möchte den Bitten des Herzogs von Bouillon entsprechen, der mit seinem Herzogtum zum Katholizismus zurückgekehrt ist. Also ein besonderes Apostolat.

Allerdings denkt Herr Vinzenz nur an die Entsendung einer einzigen Tochter. Dagegen wehrt sich Louise. Und sie beruft sich höflich und sachlich auf Herrn Vinzenz selbst. Sie schreibt: "Soviel ich weiß, haben Sie selbst den Entschluß gefaßt, niemals eine allein zu schicken. Das ist mir fest im Gedächtnis geblieben... Sie könnte auf dem Weg krank werden... Sie könnte dort viel Leid tragen, und wenn sie niemanden hat, mit dem sie sprechen kann, könnte sie mutlos werden."

21/19

Und ich fürchte auch, daß es anderen schadet, wenn man sagt, daß man sich um die Töchter nicht kümmert, wenn man sie ganz allein gehen läßt".

Und sehr beredt schildert Louise dann, wie zwei Schwestern dort durch ihrer Hände Arbeit zu ihrem Lebensunterhalt beisteuern werden, um niemandem auf der Tasche zu liegen. Herr Vinzenz wird demütig gebeten, dem zuzustimmen. (vgl. E.S., S.48) Herr Vinzenz glaubt daraufhin, er habe sich nicht richtig ausgedrückt. Er wiederholt die Bitte der Damen, ihnen als Ersatz eine bestimmte Schwester zu schicken. Und das war gerade die zweite für Sedan gedachte Schwester. Das würde aber wiederum die Reise nach Sedan hinauszögern. Herrn Vinzenz' Eile ist ungewohnt. Er schreibt kurz an Louise: "Es ist an Ihnen, Mademoiselle, die Sache zu regeln". Louise regelt die Sache, aber in der von ihr vorgeschlagenen Weise. Herr Vinzenz ist nun zwar grundsätzlich einverstanden, aber zweifelt die Qualitäten der zweiten Schwester an. Er wagt noch den Versuch eines anderen Vorschlags, aber Louise läßt keine Umstimmung erkennen. Vinzenz schreibt daraufhin: "Ich habe in der Kutsche nach Sedan für morgen, 10 Uhr, zwei Plätze bestellen und zahlen lassen. Bitte halten Sie unsere Schwestern bereit, daß sie um 9 Uhr fortgehen. Geben Sie ihnen die Versicherung, daß ich morgen die Messe auf ihre Meinung zu feiern hoffe". (Briefwechsel, S.275)

Die beiden Schwestern müssen nun in den Charité-Gruppen ersetzt werden. Die Damen wollen noch lange nicht jede, und hätte sie auch noch so guten Willen. Die Schwestern müssen gut vorbereitet sein für ihren Dienst. Louise gibt sich alle Mühe. Nicht nur die religiöse, geistliche Vorbereitung ist von großer Wichtigkeit, auch das Fachwissen einer Dienerin der Kranken muß sorgfältig erlernt werden. Louise ist sehr geschickt und geübt in der Herrichtung und Zubereitung von Medizin. Aber muß sie es nicht als einen kleinen Vorwurf empfinden, wenn Herr Vinzenz - immer noch im Zusammenhang mit der Sedan-Geschichte - ihr schreibt: "Versuchen Sie, der Charité eine Tochter zu geben, die Medizin zubereiten kann und Erfahrung hat. Das zeigt uns, wie notwendig es ist, daß Sie in diese Pfarre kommen und daß alle Ihre Töchter gut vorbereitet sind". (Coste II, 156)

Hat Louise nicht selber auf beste Vorbereitung gedrängt, und fand Herr Vinzenz sie nicht zu streng? Wir spüren es längst, es ist wie ein leises Knistern im Feuer. Noch sind die beiden auf dem Weg zur Heiligkeit. Und macht dieser Weg sie uns nicht genau so sympathisch wie das Ziel, das sie anstreben und erreichen? Immerhin könnte es uns doch sehr ermutigen.

9. SUCHE NACH DEM WILLEN GOTTES IN DEN ENTSCHEIDUNGEN DES HERRN VINZENZ.

Ein paar unerwartete Wegkurven stehen ja auch noch bevor. Herr Vinzenz ist inzwischen 60 Jahre alt, Frau v. Marillac ist 50. Immer hat Vinzenz v. Paul es versucht, Louises Eigeninitiative zu fördern und sie zu ermutigen. Louises wache Intelligenz führt sie zu Entscheidungen, die Vinzenz nur begrüßen kann. Außerdem macht ihr hohes Maß an Einfühlungsvermögen, gepaart mit konsequentem Streben nach Vollkommenheit, aus ihr eine Erzieherin ersten Ranges. So ist sie für die junge Gemeinschaft ein Geschenk Gottes. Vinzenz weiß das. Was täte er ohne sie? Aber noch ist er sich nicht voll bewußt, daß Louise mit keiner Faser ihres Inneren für sich selbst äußeren Erfolg anstrebt.

21/20

Sie hat sich - als von Gott gewollt - in die Abhängigkeit des Herrn Vinzenz begeben. Mit zäher Konsequenz holt sie in wichtigen Dingen seine Entscheidungen ein, wobei sie in allem Respekt auch ihre eigenen Vorschläge unterbreitet. Die Entscheidungen des Herrn Vinzenz in Dingen, die Louise gern anders gesehen hätte, sind für sie in ihrem beharrlichen Trachten nach der Erfüllung des Willens Gottes ein wichtiges Element. Allerdings nimmt sie durchaus nicht immer die erste Antwort auf die Darlegung eines Problems an. Der Wille Gottes, den sie um jeden Preis erfüllen möchte, schaltet nicht ihr eigenes Denken und Urteilen aus. In den großen grundsätzlichen Fragen der Erziehung ihrer geistlichen Töchter allerdings weiß sie sich voll und ganz Herrn Vinzenz verpflichtet. Die Zahl der Schwestern nimmt zu. Ihre Heranbildung kann von keiner anderen geistlichen Gemeinschaft abgeschrieben und übernommen werden. Hier ist völliges Neuland zu bearbeiten. Wir wissen heute, was das in der Folge für die Kirche Gottes bedeutete. -

10. DIE GEISTLICHE GRUNDLAGE DER GEMEINSCHAFT; ORGANISATORISCHE SCHWIERIGKEITEN.

Herrn Vinzenz' und Frau von Marillacs Alltag war randvoll gefüllt mit ungezählten Anforderungen. Herr Vinzenz hatte im Gründungsjahr begonnen, sich mit den Schwestern in einer sogenannten Konferenz zu unterhalten, bei der er ihnen zunächst den Sinn und die einzelnen Punkte ihres Reglements erklärte und dann andere Themen aufgriff, die ihm wichtig schienen. Eben diese Konferenzen waren das Kernstück seiner geistlichen Führung der neuen jungen Gemeinschaft. Und sie sind uns Heutigen eine wichtige Quelle zum Verständnis des Geistes der Genossenschaft. Louise schrieb von Anfang an so genau wie möglich auf, was da besprochen wurde. Ihrer Hand verdanken wir die meisten Niederschriften, ein kostbares Vermächtnis. Louise bestand auf den Konferenzen des Herrn Vinzenz als auf dem eigentlichen geistlichen Fundament der neuen Gründung. Ihren eigenen Unterricht hätte sie nie für ausreichend gehalten.

Louise wußte um die Tiefenwirkung der Vinzenz-Worte. Aber dann lesen wir in seinen Briefen und kurzen Mitteilungen, wie er seine Konferenzen immer wieder aufschiebt, umbestellt, abbestellt, sehr zum Leidwesen Louises. So heißt es z.B. Beisp.: "Vor Ende der nächsten Woche ist es mir unmöglich, mich mit unsern Töchtern zu befassen. Wir haben von heute ab bis zum Mittwoch jeden Tag Vorstellungen". (Coste II, 173) Oder: "Ich sehe wohl, daß es nötig wäre, Ihre Töchter bei den Findelkindern zu besuchen. Aber ich weiß nicht, ob ich für die Regel ein wenig Zeit habe. Sie können sie also für diesen Tag bestellen, bitte, oder für Freitag, das wäre für mich bequemer". (Nr. 483)

Bei Herrn Vinzenz entsprach die Aufteilung der 24 Tagesstunden einem Wunderwerk an Organisation. So wird ihm die Zeit für die Gespräche - Konferenzen - mit den Schwestern nicht einfach zur Verfügung gestanden haben. Andererseits war gerade diese Gründung eines der Hauptstücke seines Wirkens. Davon rückt auch Louise v. Marillac nicht ab und ist umso mehr enttäuscht, je öfter Herr Vinzenz absagt. Allein von März 1640 bis Juni 1642 finden sich 28 Briefe des Herrn Vinzenz, die entweder Bedauern über Nicht-kommenkönnen oder Ankündigung seines Kommens mit der gleich folgenden Bitte, die Schwestern wieder abzubestellen, oder Vergessen des Termins ausdrücken.

21/21

Das alles bedeutet für Louise viel organisatorischen Wirrwarr, denn durch ganz Paris die Schwestern zuerst einladen, dann eilig wieder abbestellen war nicht nur schwierig und zeitaufwendig, sondern ging auch auf Kosten des Armendienstes.

Am 16. August 1640, dem Fest des hl. Rochus, leitet Herr Vinzenz die Konferenz ein mit der Bemerkung: "Fast wäre ich verhindert gewesen, und ich habe auch jetzt nicht viel Zeit" (Coste II, 35) Herr Vinzenz hatte seit seiner ersten uns überlieferten Konferenz im Juli 1634 keine Konferenz mehr gehalten bis zum Jahr 1640. Nach dieser Lücke von sechs Jahren hielt er immerhin vier im Jahr 1640, nun aber sollte es wiederum ein volles Jahr dauern bis zum August des folgenden Jahres. Auch in diesem, also 1641, findet Herr Vinzenz nur zweimal Gelegenheit zu den so sehr erwarteten und notwendigen Gesprächen. Frau v. Marillac notiert unachtsichtig Vinzenz' Bemerkungen zu Beginn der Gespräche über seine Verhinderung, seinen Zeitmangel. Z.B. am 9. März 1642: "Herr Vinzenz konnte wegen einiger eiliger Angelegenheiten nicht zu Beginn der Konferenz anwesend sein. Herr Portail begann". Und als Herr Vinzenz eintrifft, notiert Louise:

"Herr Vinzenz kam um 5 Uhr. Die Konferenz hatte um 2 Uhr begonnen". (Coste IX, 58-59)

Am folgenden 16. März notiert Louise:

"Herr Vinzenz gab uns die Ehre, von Beginn der Konferenz an bei uns zu sein". (Coste IX, 61)

Solche Anmerkungen finden wir nur zwischen 1640 und 1642.

11. LOUISES KONSEQUENTER GLAUBENSGEHORSAM: SIE LEGT GELÜBDE AB.

Louise leidet in dieser Zeit, wie aus ihren späteren Aufzeichnungen hervorgeht, unter "großen inneren Beunruhigungen und Schwierigkeiten". (E.S., S. 760) Dennoch geht das Leben der jungen Gemeinschaft weiter. Und es hat den Anschein, als ob Louise ihrer inneren Unsicherheit ganz bewußt mit ihrem festen Willen zur Treue gegen Gott und zum Gehorsam gegenüber seinen Fügungen begegnen wollte. Ihr Pfingsterlebnis entläßt sie nie mehr aus dem Lichtschein seiner Wegweisung. - Am 25. März 1642, dem Fest "Mariä Verkündigung", legt Louise mit vier ihrer Töchter die Gelübde der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams und des Armendienstes ab. Trotz aller Bedenken wegen der Gefahr einer Verklösterlichung der Gemeinschaft hatte Herr Vinzenz die Ablegung dieser Gelübde gestattet. Louise fühlte sich auf gutem Weg zur Erfüllung ihrer Pfingstverheißung. Vinzenz wußte um das unbeirrbare Streben Louises nach Vollkommenheit. Er kannte Louises hohe Fähigkeiten und sah ihre Erfolge bei der Heranbildung der Schwestern. Aber hatte er sie nicht etwas zu sehr sich selbst überlassen? Die Gründung der Gemeinschaft ist ja der Idee nach nicht zuletzt sein Werk. Wenn er auch häufig in den Briefen an Louise von "Ihren Töchtern" spricht, so erwidert Louise ihm doch eines Tages: "Mein Herr, diese Töchter sind auch Ihre Töchter!"

Louises Denken und Handeln wies jeden Anflug von Selbstgefälligkeit oder Urheberstolz weit von sich. Es mangelte ihr gewiß nicht an Gescheitheit und klarer Sicht der Dinge, aber sie wollte um jeden Preis sich der Leitung des Herrn Vinzenz unterwerfen. So ließ sie Herrn Vinzenz wissen, daß sie seiner Hilfe bedurfte, um den heiligen Willen Gottes zu tun. "Von mir ist nichts anderes zu erwarten als das, wozu Sie mich anleiten; denn es scheint mir, daß Gottes Güte mir die Gnade erweist, daß ich mich dessen - nämlich dieser Anleitung - erinnere." (E.S., S. 59)

12. LOUISES MEINUNG IN ALLER HÖFLICHKEIT.

Im September 1641 hatte Vinzenz wieder einmal eine Konferenz verschieben müssen. Louise tut ihr Unbehagen kund. Herr Vinzenz muß wissen, daß es sein Anteil ist, die geistliche Grundlegung der neuen Gemeinschaft wahrzunehmen. So wie es ja auch die barmherzigen Werke des Herrn Vinzenz sind, die die Schwestern weitgehend mittragen. Wenn Frau von Marillac auch den größeren Anteil an der Heranbildung der Töchter zu tragen hat, so nimmt das Herrn Vinzenz nichts von der Bedeutung seiner Führung. Louise stellt fest, daß Herr Vinzenz immer nur dann zu den Schwestern kommt, wenn er nicht durch anderes daran gehindert wird. Warum sagt er anderes nicht ab, um zu den Töchtern zu kommen? Louise wehrt sich gegen jede Zweitrangigkeit in der Einschätzung ihrer Töchter. Herr Vinzenz aber gibt den Vorzug nicht den Töchtern, sondern den Damen der Charité, dem Erzbischof von Paris, den Ordinanen, der Königin. Ist es Vinzenz' Erziehung, die ihn jeweils die Damen in den ersten Rang, die Töchter in den zweiten Rang stellen läßt? Louise kann das nur schwer annehmen. Und mit der Freiheit, die ihre eigene Erziehung ihr gibt, schreibt sie an Herrn Vinzenz: "Ich bitte Sie sehr demütig, uns die Liebe zu erweisen, die Ihre Güte uns in Aussicht stellte, da wir sie so notwendig brauchen, (nämlich eine Konferenz zu halten.) Die Umstände, die Sie, mein Herr, daran gehindert haben, werden sicher immer wieder auftreten...Wenn Sie uns nur die Ehre erweisen würden, diese Gelegenheiten nicht abzuwarten. Verzeihen Sie mir diese Freiheit. Es ist die Furcht, die ich oft habe, es könnte so aussehen, als ob es die Führung der göttlichen Vorsehung sei, die uns diese Wohltat vorenthält. Ich bitte Gott von Herzen, uns das zu erhalten, was er uns in Ihnen gegeben hat". (E.S., S.60)

13. ZWEI UNGLÜCKSFÄLLE UND IHRE GUTEN FOLGEN

Einige Monate später, am Vorabend des Pfingstfestes 1642, ereignet sich ein Unglücksfall, der sowohl Louise v. Marillac als auch Herrn Vinzenz erschüttert und insbesondere Louises Denken, Fühlen und Wollen nachhaltig prägt. An jenem Samstagnachmittag sollte im Mutterhaus der Schwestern - (in jenem neuerworbenen Haus in St.Laurent) - eine Konferenz mit den Schwestern stattfinden, zu der Herr Vinzenz erwartet wurde. Allerdings war er in letzter Minute verhindert.

Eine Schwester hatte ein Krachen im Gebälk des Fußbodens gehört und Louise informiert. Es dauerte einige Zeit, bis Louise die Warnung ernst nahm und mit den andern, selbst als letzte, den Raum verließ. Kaum war sie draußen, da krachte mit Getöse der ganze Fußboden ein. Es wurde niemand verletzt. Herr Vinzenz war bestürzt. Sein Brief vom folgenden Tag sagt das aus in dem Wort "étonné". Das Wort steht hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, nämlich: "wie vom Donnerschlag gerührt". Er schreibt dann: "Sie haben in diesem Ereignis einen neuen Grund, Gott mehr als je zu lieben, weil er Sie wie seinen Augapfel bei dem Unfall behütet hat, wobei Sie unter den Trümmern hätten begraben werden müssen, wenn Gott durch seine liebevolle Vorsehung den Schlag nicht abgewendet hätte. Wir haben Gott dafür gedankt, und mit Gottes Hilfe hoffe ich, am Nachmittag das Glück zu haben, Sie zu sehen". (Coste II, 258) Herr Vinzenz und Frau v. Marillac sind sich bewußt, daß die göttliche Vorsehung sie anruft, die kleine Trübung zu überwinden, die ihre gegenseitigen Beziehungen erfahren hatten; denn wie durch einen Donnerschlag fühlt sich jeder der beiden aufgerufen, die Existenz und die Mitarbeit des andern als kostbare,

ja unschätzbare Gabe Gottes zu entdecken. Noch mehrere Male erwähnt und berichtet Herr Vinzenz im Lauf der nächsten Jahre dieses Ereignis als Beispiel des sichtbaren göttlichen Schutzes über die Gemeinschaft. Louise berichtet über den Unglücksfall in mehreren Briefen an die Schwestern. Vier Wochen nach dem Ereignis stürzt eine Schwester beim Waschen der Wäsche des Hôtel-Dieu in die Seine. Sie wird aus dem Wasser gezogen, und nach dreistündiger Ohnmacht erlangt sie das Bewußtsein wieder. Louise versteht diese Geschehnisse als Erweis der Liebe Gottes und antwortet darauf mit der Verpflichtung zu einer Gegengabe. Sie schreibt: "Sehen Sie, liebe Schwester, die Verpflichtung, die wir haben, unserer heiligen Berufung treu zu sein". Tatsächlich sieht Louise den Schutz in den Unglücksfällen wie eine Art göttlicher Bestätigung der Berufung zum Armendienste.

Ihre inneren Schwierigkeiten und Zweifel scheinen sich zu beruhigen. Andererseits hat das zur Folge, daß sie mit einer neu gewonnenen Zähigkeit die Heranbildung und den Einsatz ihrer Töchter in bewußte Abhängigkeit bringt zu Herrn Vinzenz' Weisung und Zustimmung, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mit diesen Rückfragen Herrn Vinzenz' kostbare Zeit in Anspruch nimmt, ja nehmen muß. Der eingestürzte Fußboden und ihrer beider Lebensrettung zeigt ihr ja deutlich: Gott will es! Fünf oder sechs Tage nach dem Unfall reist Herr Vinzenz nach Richelieu. Vorher braucht Frau v. Marillac Instruktionen für eine Menge Dinge. In ihrer neu gewonnenen Sicherheit wendet sie in einer Mischung aus Mut und einer nachdrücklichen Abhängigkeitsbezeugung eine völlig neue Form der Verständigung an: sie schreibt 20 Fragen in Form eines großen Fragebogens auf. Nach jeder Frage läßt sie Platz für Herrn Vinzenz' Antwort. Dieser Brief ist ein Musterbeispiel für Louises kluge Vorausschau von Problemen, für ihre lautere Zusammenarbeit mit Herrn Vinzenz, aber auch für ihre immer wieder auftretende - und wohl nicht unbegründete - Furcht, Herrn Vinzenz könnte auf der Reise etwas zustoßen. Und was wäre dann mit ihr und dem ganzen Werk? Der Ton in Herrn Vinzenz' Briefen nach dem Fußbodeneinsturz zeigt nach und nach eine deutlich aufmerksame Hinwendung zu Louises Alltagsproblemen um die Dienste der Barmherzigkeit. Dennoch kann er sich bei dem Fragebogen einen in feinen Humor verkleideten Vorwurf nicht versagen, wenn er schreibt: "Es wird spät werden, wenn ich noch versuche, zu Ihnen zu kommen. Inzwischen sage ich Ihnen: Sie sind eine kleingläubige Frau, und ich bin Ihr Diener

Vinzenz v. Paul". (E.S., S.73)

14. "SEIEN SIE HEITER!"

So ganz hat sich die atmosphärische Störung noch nicht verzogen. Gerade in dieser Zeit wird Louise mit vielen Problemen befaßt, die aus dem Charakter und dem Verhalten der Töchter resultieren. Sie teilt es Herrn Vinzenz mit, und jeder der beiden hofft, daß der andere die Situation auffängt. So schreibt Louise an Herrn Vinzenz: "Ich fühle mich ein wenig überlastet durch die vielen Schwierigkeiten wegen der Geistesverfassung des Großteils unserer Schwestern. Das ist mir ein Grund zur Beschämung vor Gott und der Welt wegen meiner Unzulänglichkeit, diesen guten Töchtern zu helfen, gut zu handeln. Ich bitte Gott, daß er Sie das erkennen und Abhilfe bringen läßt". (E.S., S.77)

Für Louise, die immer nach Vollkommenheit trachtet, sind ihre Töchter oft enttäuschend. Und sie scheint der Entmutigung nahe.

Herr Vinzenz sieht das Ganze mit mehr Gelassenheit, allerdings erlebt er die Schwestern auch nicht so aus der Nähe wie Louise. Jedenfalls scheint er Louises Bedenken nicht recht ernst zu nehmen, denn er schreibt: "Seien Sie beruhigt wegen der kleinen Schwierigkeiten, von denen Sie mir schreiben. Ich habe eine Erfahrung von ungefähr 25 Jahren, auf welchen Punkt sich jeweils die innere und die äußere Leitung richten muß, und - (Erfahrung) in den Unzukömmlichkeiten der einen und der andern". (Coste, S.V.II, 269)

In der Folgezeit finden wir in Louises Briefen an die Schwestern ein hohes Maß an Verständnis, an liebevoller Zuwendung auch in kleinen Dingen, und dennoch ruhige Festigkeit und konsequente Beharrlichkeit. Herr Vinzenz ermahnt sie des öfteren: "Seien Sie heiter". (a.a.O. 269)

Da trifft Herr Vinzenz wohl ins Schwarze, wenn er ihr die Heiterkeit als Tugendübung anempfiehlt. Wir sind im Juli 1642.

Noch 18 Jahre lang bauen Herr Vinzenz und Frau v. Marillac an den großen Werken der barmherzigen Hilfe, und beide reifen allmählich heran zur Heiligkeit.

15. IM ZÄHEN RINGEN UM DIE APPROBATION DER GEMEINSCHAFT

Louises inneres Ringen um die Erfüllung des Willens Gottes, um die Vollkommenheit der Liebe läßt sie nicht die lebensnotwendigen und für die Zukunft entscheidenden Problemlösungen unterschätzen. Sie drängt immer wieder auf die Approbation der Genossenschaft in der Form, daß nicht der Bischof, sondern Herr Vinzenz und seine Nachfolger die geistliche Leitung der Schwestern wahrzunehmen hätten. Das scheint zunächst bei der kirchlichen Bestätigung im Jahre 1646 nicht gelungen. Außerdem wehrt Louise sich gegen die Benennung, die der Erzbischof von Paris der Schwesterngemeinschaft gab: Bruderschaft der Armen der Caritas. - Wahrscheinlich hatte er ein Wort vergessen. Aber wir sehen Louise auf dem Plan. Sie tut ihre Unzufriedenheit über den Inhalt der Approbation kund. Sie schreibt: "Unter der Leitung des Bischofs von Paris stehen, hieße die Genossenschaft jener Leitung entziehen, die Gott ihr gegeben hat. Den Armen würde nicht mehr gedient und Gottes Wille nicht erfüllt". Louise weigert sich, die Approbationsakte den Schwestern mitzuteilen. "Ich habe nicht die Absicht, Sie zu fragen, ob ich das den Schwestern mitteilen soll. Ich habe es auch nicht getan". (E.S. 186)

Es dauert über ein halbes Jahr, bis Vinzenz selbst bei einer passenden Gelegenheit die Approbationsakte vorliest. Louise schweigt. Aber beim Vorlesen des Paragraphs über die Wahl der Oberin kniet Louise nieder und bittet, daß man gleich jetzt eine Oberin wähle. Vinzenz reagiert mit Güte und bittet Frau von Marillac, im Amt zu bleiben. Einige Zeit später schreibt Louise an Herrn Vinzenz einen wohl überlegten Brief über die Abhängigkeit der Filles de la Charité vom Generalsuperior der Missionspriester. Vinzenz antwortet nicht. Louise aber läßt ihr Anliegen nicht aus den Augen. Und tatsächlich, nach mehr als zehn Jahren nach der Erst-Approbation hat sie ihr Ziel erreicht.

16. "GOTT IST MEIN GOTT".

Wir stellen fest, daß Louise die Verfolgung dieses für sie höchst wichtigen Zieles aus einer veränderten Gemütslage heraus anstrebt. Das Trachten nach der Erfüllung des göttlichen Willens, die Kreuzesliebe, die Leidensbereitschaft haben sie zu einer Reife geführt, die Vinzenz selbst mit Staunen und Hochachtung erfüllte.

Wir dürfen - bei aller Vorsicht - ein Ereignis in Louises innerem Leben als Zeitpunkt einer merklichen Wandlung, ja als einen deutlichen Schritt hin auf die Vereinigung mit Gott festlegen. Es ist an einem 24. August 1647 oder 48, als Louise am Vorabend ihres Namenstages auf eine für sie überwältigende Weise der Größe der Liebe Gottes im Geheimnis der Menschwerdung inne wird bei der Betrachtung der Worte: "Gott ist mein Gott". (vgl. Briefwechsel S. 386)

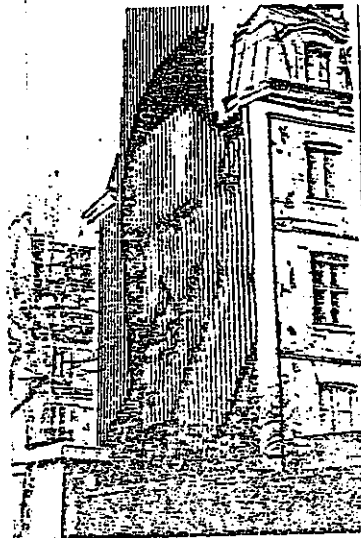
Die Antwort des Herrn Vinzenz zeugt von tiefem Verständnis für dieses innere Erlebnis, ja - dieses mystische Erleben. Und er lenkt Louise gleich hin auf die innere Bereitschaft zur Annahme neuer Kreuze, die der Herr in den Seelen durch das Geschenk großer Tröstungen vorbereitet. (vgl. Briefwechsel S. 386)

Die Zeit der inneren Stürme ist überwunden. Die beiden Heiligen können im Wissen um Gottes Vorsehung nun das große Werk der Festigung der Genossenschaft in die Hand nehmen und am gemeinsamen Werk der Charité bauen. In langen Jahren der Reifung war ihr gegenseitiges Vertrauen in die Lauterkeit des Denkens und Strebens des andern gewachsen und gefestigt, es war "krisenfest" geworden.

(E.S. = Sainte Louise de Marillac
Ecrits spirituels
Paris 1983.)

Schwester Alfonsa Richartz

"Auf Veranlassung des Bürgermeisters des 10. Arrondissements, Herrn Marcus, und unter Leitung des Amtes für die Ausgestaltung der Stadt Paris ist auf der Giebelmauer des Grundstücks rue de Faubourg St. Denis 105 ein Kunstwerk entstanden. Das Projekt wurde dem Maler Yvaral übertragen. Er schuf in der Nähe der Stelle, wo früher Saint-Lazare gestanden hatte, ein gewaltiges Portrait des heiligen Vinzenz von Paul, des Gründers der Kongregation der Mission, weltweit bekannt wegen seines unermüdlichen Einsatzes für die Armen und alle leidenden Menschen.



Das Material ist eine Wandverkleidung aus Aluminium mit aufgebrauntem steinfarbenem Lack und ebensolchen Aluminiumplatten, die so geschnitten sind, daß ihre Schattenwirkung das Gesicht des heiligen Vinzenz aufleuchten lassen". (siehe dieses Bild aus anderer Perspektive in Heft 20 S. 16)

21/26

Zwischen Hammer und Amboß

Bischof Johann Gnidovec

Stanko Zakelj C.M.

Johann Gnidovec wurde im Jahr 1873 geboren. Er stammte aus einer Bauernfamilie der ärmsten Landschaft Sloweniens, dem Karstgebiet, "Trockene Landschaft" genannt. In der Heimatpfarre besuchte er nur die einjährige Elementarschule. Die drei folgenden Jahre der Elementarschule und das Gymnasium beendete er in Novo mesto (Rudolfswert), nicht sehr weit von seinem Geburtsort entfernt.

Die theologischen Studien absolvierte er 1897 in Ljubljana. Danach war er drei Jahre Kooperator in zwei Pfarreien. Als der neu ernannte Bischof von Ljubljana, Dr. Anton Bonaventura Jeglič, den Plan faßte, ein bischöfliches Gymnasium mit Internat zu gründen und das entsprechende Gebäude zu errichten, lud er seine jüngeren Priester ein, sich zum Studium an einer Universität zu melden; denn er wollte gut qualifizierte Kräfte für sein Gymnasium zur Verfügung haben.

Der junge Gnidovec meldete sich. Er habilitierte sich an der Wiener Universität für das Lehrfach in der griechischen, lateinischen, deutschen und slowenischen Sprache. 1905 erwarb er den Doktorgrad in Philologie. Im selben Jahr wurde das bischöfliche Gymnasium mit der ersten Klasse eröffnet. Dr. Gnidovec wurde Professor und Direktor des Gymnasiums. Nach drei Jahren ernannte der Bischof ihn zum Rektor des ganzen Instituts und zum Erziehungsvorstand. In dieser Eigenschaft wirkte er 14 Jahre. Es waren die 14 Jahre seines ersten Kreuzwegs, auf dem er das Beispiel eines ganz Gott und dem Nächsten gewidmeten Lebens gab.

Im Jahr 1919 trat er in die Kongregation der Mission ein. Hier wurde er schon im zweiten Jahr des Noviziats Direktor der Kleriker und später Seminardirektor. 1924 wurde er zum Bischof von Skopje-Prizren ernannt und am 8.12.24 in Prizren inthronisiert. So begann sein zweiter Kreuzweg, der 14 Jahre dauerte. Nur über diese Zeit will ich einen Überblick geben.

Als Missionsbischof hatte er folgende schwere Kreuze zu tragen:

1. Die große Ausdehnung

Das Territorium der Diözese Skopje-Prizren ist so groß wie die Schweiz. Es umfaßt ganz Mazedonien, das jetzt übelbekannte Kosovo und kleinere Teile von Südserbien und Ostmontenegro, bekannt unter dem türkischen Namen Sandžak.

Die damaligen Verkehrsmittel waren die Eisenbahn von Beograd über Nis nach Skopje und weiter nach Saloniki. Zu seiner Zeit baute man die Strecke von Skopje nach Kos, Mitrovica und weiter nach Raska sowie die von Veles nach Bitola. Eine Schmalspurbahn gab es zwischen Bitola und Grädsko in der Vardarebene. Wirkliche Straßen waren ebenso selten, und die vorhandenen waren natürlich nicht asphaltiert. Sie verbanden nur die größeren Ortschaften. Sonst gab es nur schlecht erhaltene Wege.

21/27

Der Bischof reiste sehr viel zu Fuß, oft auch zu Pferd und hatte zuweilen auch ein Auto zur Verfügung. In solchen Fällen konnte er sagen: "Heute sind wir aber als Herren gereist". Das Flugzeug benutzte er nur ausnahmsweise. Man nannte ihn den "fliegenden Bischof". Warum? Nur weil er so viel in seiner Diözese unterwegs war? Wahrscheinlich nicht. Es scheint hinreichend bezeugt, daß er mehrmals durch Gottes Kraft wunderbar von einem Ort zum andern getragen wurde. Im bischöflichen Prozeß von Skopje hat ein Zeuge das Ereignis, das er selbst erlebte, unter Eid bezeugt. Andere ähnliche Fälle werden ziemlich oft erzählt.

Wo übernachteten? In Hotels, wo es sie gab? Das mochte er nicht. Diese waren gewöhnlich mit "Sängerinnen" versorgt, die sich verkauften. Er mußte auf seinen guten Ruf achten. Dort unten glaubte man nicht, daß jemand keusch leben kann oder will. Er übernachtete darum in Häusern der Gläubigen oder auf den Gendarmerieposten. Dort hatten die Behörden ihm Unterkunft zugesichert. Da man sogar in Hotels vor Ungezieferei nicht sicher war, ist es verständlich, wenn er in der warmen Jahreszeit lieber draußen als in den Häusern übernachtete. Es geschah oft, daß er mit blutiger Wäsche von der Reise zurückkehrte. Seine apostolischen Reisen dauerten von ein paar Tagen bis zu zwei bis drei Wochen, manchmal sogar mehrere Monate.

2. Verschiedene, häufig einander feindlich gesinnte Volksgruppen

In diesem Territorium lebten verschiedene Völkergruppen. In Mazedonien, das man aber damals nicht so nennen durfte - es war als "Südserbien" bekannt - , waren die Mazedonier, eine slawische, von Serben und Bulgaren verschiedene Rasse. Sie genossen damals nicht die Freiheit, in ihrer eigenen Sprache er-zogen zu werden, Zeitungen, Bücher lesen zu können. Sie sind in großer Mehrheit orthodoxe Christen. Nur eine kleine Gruppe Katholiken gibt es in Südmazedonien an der griechischen und bulgarischen Grenze (etwa 2000 - 3000). Es sind Reste der großen Unionsbewegung vom Ende des vorigen Jahrhunderts. Diese "Uniaten" unterstehen dem Vladika (Bischof) in Križevci (Kroatien - Crisin). Da dieser aber so weit entfernt wohnte, bat er Bischof Gnidovec, sich auch seiner Gläubigen anzunehmen.

Im westlichen Teil Mazedoniens befinden sich kompakte albanische Siedlungen. Die Albaner waren die zweitgrößte Gruppe der Bevölkerung der Diözese. Auch sie waren nicht als Volksgruppe vom Staat anerkannt, genossen keine Minderheitenrechte wie eigene Schulen, Bücher und Zeitungen in ihrer Sprache. Sie sind fast alle Moslems. Damals waren nur etwa 16.000 katholisch.

Auch eine kleine Gruppe Kroaten lebte dort, hauptsächlich in zwei Pfarreien: Janjevo und Letnica (2000 - 3000) Reste aus den alten ragusanischen Kolonien im ottomanischen Reich. Dann gab es dort noch türkische, griechische und rumänische Einwohner sowie Juden und Zigeuner.

21/28

Nach dem Ende des ersten Weltkriegs wanderten Türken und auch albanische Moslems nach der Türkei aus, unter ihnen türkische Großgrundbesitzer ("spahijas" und "Beys"). So waren dort genug Baugrundstücke vorhanden. Da das jugoslawische Regime das Gebiet um jeden Preis slowenisieren wollte, siedelte es slowenische Flüchtlinge aus dem faschistischen Italien an, ferner Bosniaken und Leute aus dem Banat, darunter auch Tschechen. Viele von ihnen waren katholisch. In der Kossovo-Ebene siedelte man die Montegriner an. Mit den Kolonisten kamen auch Beamte von anderswoher ins Land: Gendarmen, Finanzleute, auch Saisonarbeiter, von denen viele katholisch waren. Zum Zweck der Kolonisierung wurde das Gesetz über die Agrarreform vom Parlament angenommen. Bei der Durchführung kam es zu schweren Ungerechtigkeiten und Mißbräuchen den Einheimischen gegenüber. Ihrer Meinung nach sollte der Bischof der Verteidiger ihrer Rechte bei den Behörden sein.

3. Die albanische Irredente und bulgarische Praetensionen

Die Albaner wollten den Anschluß an Albanien erzwingen. Albanische Partisanen plünderten und mordeten, besonders die Montegriner, um den Menschen das Leben unerträglich zu machen. Die Gendarmerie und die Armee ihrerseits plünderten albanische Dörfer und rottete sie zuweilen ganz aus. Darum waren die Wege gefährvoll. Dem Bischof bot man mehrmals bewaffnete Begleitung an, was er aber immer entschieden zurückwies. Die Katschaken sahen auch in ihm nicht ihren Feind. Sie wußten, worauf der Bischof mehrmals hinwies, daß sie bei ihm keine Geldbeute machen konnten.

Die Bulgaren-Komitaten waren meistens aus den mazedonischen Flüchtlingen rekrutiert. Sie verfolgten die serbischen Angestellten und ihrer Mitarbeiter, die Vorsteher der Gemeinden, Lehrer und Priester, die den Serben wohlgesinnt waren. Die Antwort der Armee und der Gendarmerie war die Vernichtung aller, die nach ihrer Meinung den Komitaten geholfen hatten. Mazedonische Uniaten wurden für "bugaraši" - bulgarisch gesinnt - gehalten. Darum wollten die Behörden ihre Existenz nicht anerkennen. Sie suchten Vorwände, um die unierten Priester verhaften und verurteilen zu können. Ein Vorwand war z.B., wenn sie beim Priester in Bulgarien gedruckte liturgische altslawische Bücher entdeckten. Hinter den Behörden standen als Anstifter orthodoxe Priester und sogar ihr Bischof. Auch angesiedelte katholische Slowenen und Kroaten wurden unter Druck gesetzt. Sie sollten den orthodoxen Glauben annehmen, um ein sicheres und staatsbildendes Element zu sein. Darum stellten ihnen die Behörden größte Hindernisse in den Weg, wenn sie eigene Kirchen und Schulen bauen wollten.

Das alles sah der Bischof. Er hatte vor dem König den Eid abgelegt, seiner Heimat treu zu sein. Aber zu all den Mißbräuchen der Behörden konnte er nicht schweigen, besonders wenn ihreswegen seine Katholiken zu leiden hatten.

21/29

4. Allen alles

Er wollte allen alles sein: den Slowenen ein Slowene, den Kroaten ein Kroat, den Albanern ein Albaner, den Ungarn ein Ungar, den Tschechen ein Tscheche.

Als er von seiner Ernennung zum Bischof von Skopje-Prizren erfuhr, begann er sofort mit der Erlernung der albanischen Sprache. Serbisch oder Serbo-kroatisch war für ihn nicht schwer, obwohl er lebenslang grammatische Fehler machte. Aber die albanische Sprache ist ganz anders. Allerdings hatte er sie schon, bevor er nach Prizren kam, so weit gelernt, daß er die Gläubigen albanisch anreden konnte. Später predigte er oft albanisch. Er lehrte sogar selbst die jungen Seminaristen Albanisch, da sie im Gymnasium nur Serbo-kroatisch lernten. Im Kleinen Seminar erschien sogar einige Zeit eine interne albanische Schrift.

Trotzdem wurde er in Rom angeklagt, er wolle alles slawisieren, im Kleinen Seminar lernten die Jungen kein Albanisch, man führe in den Kirchen slawischen Gottesdienst ein, ganz allgemein würden die Albaner von ihm vernachlässigt, weil er zu viel Zeit und Mittel für die Kolonisten aufwende. Zu gleicher Zeit wurde er in der Belgrader Tageszeitung "Politika" angegriffen, weil er albanisch predige.

Übrigens predigte er den Deutschen aus dem Banat, die dorthin umgesiedelt waren oder Militärdienst leisteten, auf Deutsch. Ein Offizier unterbrach ihn einmal bei der Predigt mit der Mahnung, er solle Deutsch sprechen. Er kümmerte sich nicht darum, beklagte sich vielmehr beim Ministerium, das ihm recht gab: er könne schließlich seine Gläubigen nicht in einer Sprache belehren, die ihnen nicht hinreichend verständlich sei.

Die Priester warfen ihm vor, er habe den Gebrauch der albanischen Sprache in der Führung der Pfarrbücher verboten. Es handelte sich aber dabei um eine gesetzliche Vorschrift. Da die Pfarrer als Verwalter der amtlichen Kirchenbücher als staatliche Beamte anzusehen waren, mußten sie die Urkunden für den Zivildienstgebrauch in der Staatssprache ausfertigen.

Dann mußte er sich von Seiten der Priester den Tadel gefallen lassen, er nehme sich nicht der unterdrückten Albaner an und hindere sie daran, es zu tun. Tatsächlich intervenierte er im Ministerium und beim König selbst. Er bevollmächtigte einen slowenischen Advokaten in Belgrad, alle Fälle der Ungerechtigkeit gegenüber den Albanern zu sammeln, zu bearbeiten und zu lösen. Wenn er keine in die Augen fallenden Ergebnisse erzielte, war das nicht seine Schuld. Allerdings gestattete er den albanischen Priestern nicht, eigenmächtig für die Rechte ihres Volkes bei den Behörden vorzugehen. Er wußte nur zu gut, daß sie allgemein als staatsfeindlich angesehen wurden. Seiner Meinung nach konnten sie daher mehr schaden als helfen. Als ein albanischer Priester vom Militär absichtlich niedergeschossen wurde, flohen drei andere, die sich besonders als Verteidiger ihres Volkes auszeichneten, ins Ausland. Das war ein schwerer Schlag für die Pastoration, und einen solchen Schaden wollte der Bischof mit seinem Verbot vermeiden.

21/30

Er befand sich , wie der apostolische Nuntius sagte, zwischen Hammer und Amboß: zwischen den Behörden und dem albanischen Klerus.

5. Klerusmangel

Sein größter Schmerz, den er noch in seinen letzten Lebenstagen im Fieberzustand äußerte, war der Priestermangel. Die Diözese hatte damals im ganzen zwölf Diözesanpriester, Kroaten aus der alten Ragusaner-Siedlung Janjevo und Albaner. Die meisten von ihnen hatten in Scutari im Jesuitenkolleg von der Mittelschule bis zur Weihe studiert. Dort gab es nur Albaner, und die Kroaten kehrten als Albaner zurück. Sie albanisierten sogar zum Teil ihre Namen. Das Urteil des apostolischen Nuntius über die Diözesanpriester: Scarsi di numero e di qualità - dürftig an Zahl und Qualität.

Bischof Gnidovec begann bald nach seiner Amtsübernahme mit einem Kleinen Seminar. Er gab Schüler zu den französischen Lazaristen in Bitola in Kost und Logis und schickte sie zu den Maristen in die Schule. Seine Leute waren aber damit nicht standen, die Jungen seien zu weit weg von ihrer heimatlichen Umgebung. So ließ der Bischof seine baufällige Residenz in Prizren - er wohnte im Pfarrhaus - reparieren und das Seminar dort hin übersiedeln. Wieder Kritik von Seiten der Priester: die Seminaristen gingen in eine religiös gemischte Schule, hätten Orthodoxe, Moslems und sogar Atheisten zu Professoren; die Jungen slawischer Herkunft würden vorgezogen usw. Zwar nahm der Bischof in sein Seminar gern Jungen auf, die schon einige Gymnasialklassen besucht hatten; die meldeten sich aber nur aus slawischer Umgebung. Außerdem besuchten viel mehr Kroaten als Albaner die Elementarschule, aus der man schon Schüler der 3. und 4. Klasse ins Seminar übernahm, nur um Priesterberufe zu bekommen. So wurde ein neues Gebäude notwendig, das der Bischof im Jahr 1930 errichtete.

Trotzdem war die Zahl der Diözesanpriester bei seinem Tod dieselbe wie zu Anfang: vier starben, drei flohen, hinzukamen sieben, sei es als Neupriester aus dem Seminar, sei es als angeworbene Ältere Priester aus andern Diözesen. Zeitweilig halfen ihm auch einige ausgezeichnete Priester aus der Diözese Ljubljana.

Auch Ordensniederlassungen gab es in der Diözese. Die Franziskaner versorgten vier Pfarreien mit gleichbleibender Priesterzahl. Die Lazaristen griffen in den ersten fünf Jahren tatkräftig zu, ließen dann aber nach, bis 1937 ein neues Team die Pfarrei Kosovska Mitrovica einschließlich der Diaspora übernahm. Dasselbe gilt für die Salesianer. Heute befinden sich dort keine Lazaristen mehr. In Bitola verkauften sie alle Immobilien außer der Kirche und zogen weg, wie schon vor ihnen die Maristen.

Das Seminar versprach eben reichere Früchte, als der zweite Weltkrieg ausbrach und zeitweise alles vernichtete. Heute erfreut sich die Diözese Skopje der meisten Berufe.

21/31

6. Mangel an würdigen liturgischen Räumen

In einem Bericht nach Rom stellte der Bischof betreffs der Kirchen fest: keine ist groß genug, um 1000 Gläubige aufnehmen zu können, drei haben für mehr als 500 Platz; zehn Kirchen oder Kapellen können mehr als 100 Menschen aufnehmen und vier weniger als 100.

Die größte von ihnen, nämlich die Wallfahrtskirche in Letnica, war baufällig und deshalb nicht zu benutzen. Einige Kapellen waren schlimmer als armselige Baracken. Der Bischof faßte den Plan, im ganzen Territorium der Diözese Versammlungsräume für die Gläubigen zu errichten als Stützpunkte für die Seelsorgearbeit der Priester, wenngleich er nicht jedem Stützpunkt einen eigenen Priester geben konnte. Zuerst erbaute er die notwendigen Kirchen für die albanischen Pfarreien, dann für Pfarreien mit gemischter Bevölkerung, hierauf für die kroatische Pfarre Letnica die Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau. Schließlich kamen die Kapellen in der großen Diaspora an die Reihe und zwei Kirchen für angesiedelte Kolonisten. Zwei Kirchen baute er für die Kryptokatholiken (siehe unter Nr. 8!), um sie zu überzeugen, daß sie ohne Furcht ihren Glauben öffentlich bekennen könnten. Jedes Jahr eine neue Kirche, das war jedenfalls nicht wenig, und dazu noch einige Kapellen, ein schönes, geräumiges Kleines Seminar, ein Schulgebäude und ein Kinderheim!

Wie viele Wege, wie viele Bittgesuche an alle nur erdenkliche Stellen, um das notwendige Geld zusammenzubringen! Auch sein eigenes Gehalt brauchte er für die Ausgaben der Diözese und für die Armen.

7. Die Armut der Bevölkerung

Die einheimischen Katholiken konnten der allgemeinen Armut nicht abhelfen. Sie baten selbst immer wieder den Bischof um Hilfe. In seinem Bericht nach Rom sagte er: Von 1 % der Katholiken könnte man sagen, sie leben im Wohlstand; 50 % befinden sich auf durchschnittlicher Ebene, alle andern sind arm, besonders was die Kleidung betrifft. Es war wirklich traurig anzusehen, wie zerlumpt sie etwa in die Wallfahrtskirche in Letnica kamen.

Kein Wunder, wenn der Bischof tagsüber ohne Ende von Armen bedrängt wurde. Er teilte, solange er etwas zu teilen hatte: Geld, Nahrungsmittel, Wäsche und Schuhe, so daß die Marienschwestern zuweilen seine Sachen vor ihm verbergen mußten, um ihn daran zu hindern. Er glaubte fest, der Allmächtige werde schon für die Bedürfnisse seiner großen Familie, zu der bis zu 40 Seminaristen zählten, sorgen, wenn er den wirklich Armen seine Hilfe nicht versagte. Wohin immer er kam, sammelten sich arme Leute um ihn. Allen wollte er helfen: Katholiken, Orthodoxen, Moslems, Zigeunern, wenn sie wirklich arm waren. Es tat ihm auch um die Kolonisten leid, die an die Versprechungen der Abwerber glaubten und dann in ganz unmögliche Verhältnisse gerieten.

Einigen Katholiken half er auch mit größeren Anleihen. Das brachte ihm mehrmals großen seelischen Kummer, wenn die Anleihe nicht an festgesetzten Tag zurückerstattet wurde. Es ist be-

21/32

zeichnend für ihn, was er seinen Priestern gegen Ende seines Lebens empfahl: "Der Priester soll Sorge tragen, daß er im Augenblick seines Todes ohne Sünde, ohne Geld und ohne Schulden ist". Einer der Priester fragte ihn scherzhaft: "Und wäre das bei Ihnen der Fall, wenn Sie jetzt stehen müßten?" Seine Antwort: "Das erste hoffe ich, des zweiten bin ich mir sicher, das dritte verursacht mir Sorge". Er geriet mehrmals in Schulden. Aber zum Glück waren diese bei seinem Tod, wenigstens in der Hauptsache, bezahlt.

Der Bischof war wirklich arm im Geiste. Das Geld war für ihn nur Mittel, um Gutes zu tun. Für sich selbst brauchte er am wenigsten. Nur seine apostolischen Reisen waren teuer.

8. Die Kryptokatholiken

Der Bischof war immer bereit, Geld zu geben, wenn er damit das Seelenheil des Nächsten fördern oder erreichen konnte. Das zeigte sich auch in der Sorge um die Kryptokatholiken (Laramanen = Scheckige). Was für ein Menschengeschlecht waren diese Leute und sind sie noch?

Es ist bekannt, daß die Albaner vor der Eroberung durch die Türken fast alle katholisch waren. Allmählich aber gingen sie fast ausschließlich zum Islam über. Der Druck, der auf sie ausgeübt wurde, war so stark, daß sie ihm immer mehr nachgaben. Es begann bei den Männern. Sie und ihre Familien gewannen dadurch Vorteile. Oft behielten sie im Herzen immer noch den katholischen Glauben bei und beteten zuhause mit ihren Frauen und Kindern. Sie schlossen sich aber immer mehr mit echten Mohammedanern in sozialen Bündnissen zusammen und verstrickten sich in deren Sitten, bis sie ihrem katholischen Glauben ganz abgaben.

Die Laramanen sind mitten in diesem Islamierungsprozeß stehen geblieben. Im Herzen sind sie noch katholisch, wollen ihre Kinder taufen lassen, möchten, wenigstens zuweilen, beichten und die heilige Kommunion empfangen und eine kirchliche Ehe schließen, aber alles geheim. Nach außen geben sie sich als Mohammedaner. Was ist nun mit ihnen zu tun? Ist es erlaubt, ihnen die Sakramente zu spenden? Rom hat mehrmals zu diesen Fragen Stellung genommen. Schon Papst Benedikt XIV. untersagte es, es zu den Sakramenten zuzulassen, wenn sie sich nicht öffentlich als Katholiken erklärten. Dieselbe Einstellung hatte der apostolische Nuntius Dr. Hermenegildo Pellegrinetti. Er nannte die Laramanen eine christlich-muslimische Sekte, sie sollten sich endlich für das eine oder das andere entscheiden.

Welche Gründe hielten sie davon ab? Vielleicht die Furcht, die Ottomanen würden wieder einmal ihr Gebiet erobern? Das konnte man nach dem zweiten Balkankrieg noch in Betracht ziehen. Aber nach dem Weltkrieg war das nicht mehr denkbar. Der Hauptgrund waren ihre sozialen Bindungen. Ein einzelner, der sich katholisch erklärte, wurde von seiner Umgebung boykottiert. Wenn man ihm zum Beispiel seine Frau wegnahm, konnte er keine Hilfe von den Nachbarn erwarten. Nur ein ganzes oder fast ein ganzes Dorf, das sich endgültig für den katholischen Glauben entschied, konnte ungeschoren bleiben.

Der Bischof baute zwei Kirchen und eine Kapelle in laramanischen Dörfern. Eine dient immer noch ihrem Zweck, die zweite nicht mehr. Die Kapelle ist nicht fertig geworden, weil außer einer Familie alle, die sich als Katholiken bekannten, umgesiedelt sind.

Einen unglaublich großen Eifer entwickelte der Bischof, um sie zu bekehren. In einem Dorf kniete er sich nieder und beschwor sie mit dem Kruzifix in der Hand, ihren Sinn zu ändern. Er machte große Ausgaben, um den Bekehrten das Leben in neuer Umgebung zu erleichtern. Die Erfolge waren jedoch dürftig. Vielleicht nicht ohne Grund hat jemand gesagt, die Sorge um die Laramanen hätten dem Bischof das Leben abgekürzt. Auf der andern Seite gibt es aber auch unter den Priestern heute welche, die sein Bemühen verurteilen: der Bischof hätte den Leuten ihr Doppelleben lassen sollen: im Herzen und nachts katholisch, tagsüber und nach außen Mohammedaner.

9. Unverständnis für seine Pastoralmethoden

Ich glaube, das schwerste Kreuz des Bischofs waren seine Priester, die ihrem Beruf und ihrer Berufsarbeit nicht so ergeben waren wie er selbst. Es geschah selten, daß er sich über sie beklagte. Aber einmal machte er die scherzhafte Bemerkung: "Ich habe nur einen guten Priester, und der ist auch noch ein Türke", ein Wortspiel im Slowenischen: der Priester hieß Turk. Turek ist aber die slowenische Bezeichnung für den Türken. Es war der spätere Erzbischof von Belgrad, Msgr. Alojzij Turk.

Aus seinen Berichten nach Rom ersieht man, daß die Priester seiner Meinung nach zu wenig das innerliche Leben pflegten, daß ihnen besonders die Liebe zum Allerheiligsten fehlte. Mit wenig Erfolg bemühte er sich, aus ihnen eifrige Religionslehrer und Prediger zu machen. Ein Mitbruder, der sein Seminardirektor und Mitarbeiter war, hat es drastisch so ausgesprochen: "Sie hatten einen Millionär erwartet, stattdessen war ein Missionär zu ihnen gekommen".

Die Spannungen ergaben sich durch die zwei Gruppen des Klerus: auf der einen Seite die einheimischen Priester, auf der andern die herangezogenen slowenischen Mitarbeiter. Diese waren missionarischer gesinnt, schon nach dem neuen Kirchenrecht erzogen und für staatlich anerkannte Ämter besser qualifiziert. Die einheimischen Priester fühlten sich zurückgesetzt und im Vergleich mit den slowenischen minderwertig. Sie hatten den Eindruck, man wolle in der Diözese slowenische Sitten und Gebräuche einführen, und beschuldigten die slowenischen Priester, den Bischof gegen sie aufzuhetzen und an der Slawisierung der Diözese mitschuldig zu sein.

Bischof Gnidovec bemühte sich um Einigkeit. Die slowenischen Priester mahnte er zur Rücksichtnahme; sie sollten an die Slowenen im faschistischen Italien denken, die Ähnliches zu ertragen hätten wie die Albaner in Jugoslawien.

Auf der andern Seite forderte er aber die Beobachtung des neuen Kirchenrechts. Dort unten war dies praktisch noch nicht in Geltung. Ein Mitbruder aus Bitola schrieb dem französischen Visitator in Istanbul, als die Verhandlungen um die französischen Mis-

21/34

sionsgebäude im Gange waren: "Mit diesem Bischof werden Sie alles nach dem neuen kirchlichen Rechtsbuch regeln müssen". Es geschah auch wirklich, daß der Bischof auf der sog. Synode mit erhobener Hand, in der er den Kodex hielt, ausrief: "Nach diesem Buch werden wir alle gerichtet werden!"

Große Schwierigkeiten bereiteten ihm die dortigen Franziskaner. Sie gingen bei den Versetzungen eigenmächtig vor. Besonders aber zeigten sie ihren Ungehorsam, als der Bischof die "Hamaylien" (Amulette) verbot, die sie in ihrer Kapelle und später in der Kirche des heiligen Antonius an alle, Katholiken, Orthodoxe und Mohammedaner, austeilten. Das waren Zettelchen mit Worten gegen die bösen Mächte, mit denen man nach der Überzeugung des Bischofs nur den Aberglauben fördere.

Mit den Jesuiten in Skopje und ihrer Arbeit war der Bischof lange Zeit sehr zufrieden. Dann aber wurde einer Pfarrer, der weder in der Kanzlei noch in der Kirche Ordnung kannte. So faßte er den Entschluß, von Prizren nach Skopje überzusiedeln und selbst die Pfarrei zu übernehmen. Die Patres fühlten sich beleidigt und verließen die Diözese. Das Vorgehen des Bischofs scheint ihnen sogar willkommen gewesen zu sein, da sie glaubten, anderswo - gemeint war Belgrad - ihre Kräfte besser entfalten zu können. Trotzdem war der Verlust dieser Mitarbeiter in der Diözese ein harter Schlag für den Bischof.

Das Bitterste mußte er gegen Ende seines Lebens von seinen Priestern erfahren. Er hatte den dritten eucharistischen Kongreß für die ganze Diözese in Letnica angesagt und vorbereitet. Da erfuhr er, daß die albanischen Priester ihren eigenen Kongreß mitten in dem von Albanern besiedelten Gebiet vorbereiteten, und zwar an denselben Tagen, einen Gegenkongreß also. Er besuchte diese Priester und verbot den Kongreß. Aber von dieser Reise kehrte er innerlich gebrochen nach Letnica zurück. Die Einheit, um welche er sich bemüht hatte - das erkannte er -, war nicht Wirklichkeit geworden.

Er lebte noch ein halbes Jahr. Im letzten Monat seines Lebens legte ihm sein Erlöser das schwerste Kreuz auf. Ein Gehirntumor verursachte ihm nicht nur schwere körperliche Schmerzen, sondern wirkte auch auf seine Psyche ein und erweckte in ihm von Zeit zu Zeit große Furcht vor der ewigen Verdammnis. Zugleich empfing er aber jeden Tag die heilige Kommunion. Am 3. Februar 1939, dem ersten Freitag des Monats, starb er.

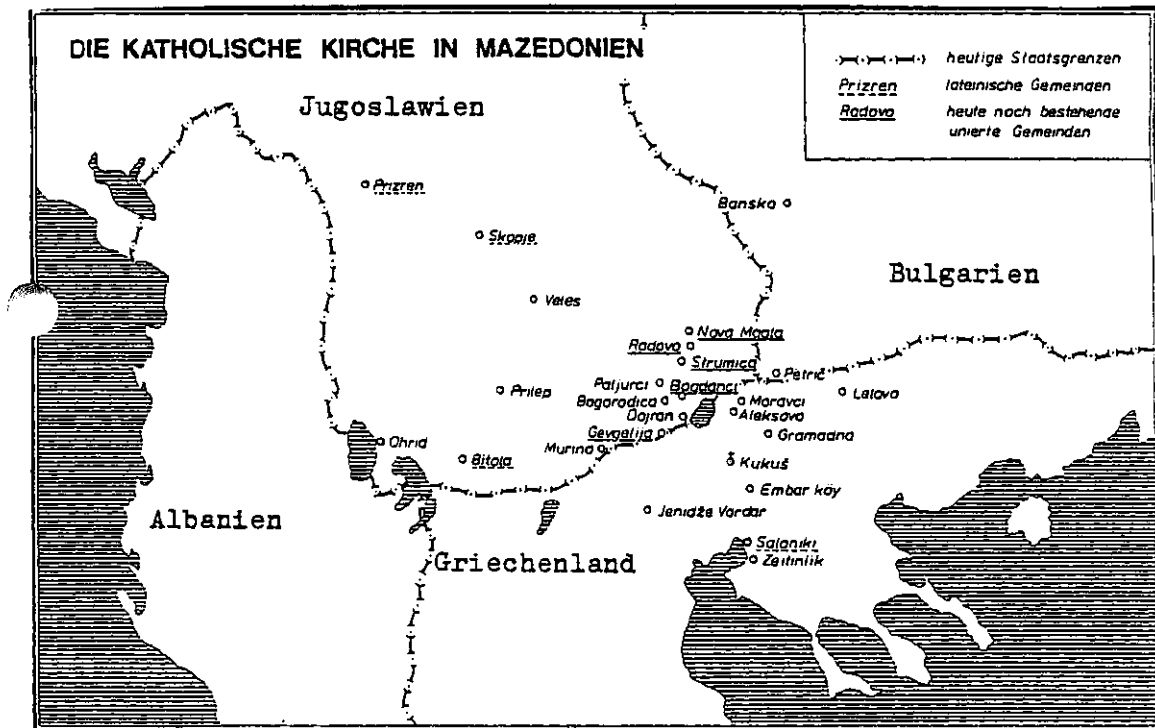
Vierzehn Jahre wird nun an seiner Seligsprechung gearbeitet. Obwohl sein heiliges Leben von Gläubigen ohne Unterschied der Volksgruppen anerkannt wird, ist bei den albanischen Priestern seine Persönlichkeit noch immer umstritten.

+ + + + +



21/35

In der Landschaft Mazedonien südlich der Diözese Prizren-Skopje, die Bischof Gnidovec betreute, wirkten in der zweiten Hälfte des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts französische Lazaristen.



In der Reihe "Das östliche Christentum" des Augustinus-Verlags Würzburg erschien 1977 als Band 29 einer neuen Folge

Die unierte Kirche in Mazedonien (1856–1919)

von Rudolf Grulich. Praktisch handelt es sich um ein Stück Geschichte der C.M. Deshalb bat mich Herr Generalsuperior McCullen vor einiger Zeit, ihm 3 Exemplare zu beschaffen. Ich mußte jedoch feststellen, daß das Buch vergriffen ist. Trotz intensiver Bemühungen beim Verlag, beim Verfasser und im Antiquariatsbuchhandel konnte ich kein Stück auftreiben. So habe ich mit Erlaubnis des Verlags ein Bibliotheksexemplar fotokopiert und binden lassen. Einzelne Exemplare sind noch verfügbar. Ich kann sie zum Selbstkostenpreis von 35. - M abgeben. Otto Schnelle

vincentian heritage

1988 - VOL.IX, Nr. 1

Diese letzte Ausgabe der amerikanischen vinzentinischen Studien-
gruppe enthält einige für uns relevante Beiträge:

Jaime Corera C.M. schreibt über die Pädagogik des heiligen Vin-
zenz (Saint Vincent and Human Formation, S. 69 - 87), die uns
in früheren Heften schon beschäftigt hat (13/6 ff.; 14/18 ff.).
Eine Ergänzung zur Dissertation von Sr. Gertraud Egg über die-
ses Thema. (S. 66)

Das Heft startet eine Artikelserie über bemerkenswerte Mitglie-
der der Kongregation der Mission, und zwar aus den unteren Rän-
gen, also nicht von Bischöfen, Generalsuperioren u. dgl., und
ohne Rücksicht auf deren Zugehörigkeit zu einer bestimmten Pro-
vinz oder Nation. Der erste Beitrag ist Franz Xaver Dahmen aus
Düren im Rheinland gewidmet, der von 1789 bis 1866 lebte und
den größten Teil seines Lebens in den USA wirkte. Er gehörte
nicht zur deutschen Provinz, die erst 1851 gegründet wurde.
Dieser Beitrag ist die englische Übersetzung eines Artikels,
der 1918 in dem deutschsprachigen "Pastoral-Blatt" in Saint
Louis, USA, erschien. Er erwähnt u.a. deutschen Priestern auch
den Lazaristen Johann Uhland (1819 - 1885). Wir werden uns um
die Originalfassung der Lebensbeschreibung Dahmens bemühen
und sie evtl. in unserm Jahreshaft "Die Vinzentiner" veröffent-
lichen. (S. 101)

Auch dem aus Bremen stammenden Lazaristen Johannes Müllener
begegnen wir wieder (vgl. MEGVIS B.A.F 4/2; 19/17), der immer
noch einer Würdigung etwa von Seiten eines Studenten harret.
Es ist eine für die Persönlichkeit des Mitbruders unbedeutende
Kleinigkeit, die wir der Vollständigkeit halber bringen:

"Ein etwas undurchsichtiges Ereignis im Leben eines Vinzen-
tinerbischofs in China behandelt Fortunato Margiotti in
"La contesta validità della consecrazione episcopale di Mgr.
Giovanni Müllener C.M.", Antonianum 61 (1986) S. 659 - 706.
Müllener war der erste apostolische Vikar der chinesischen
Provinz Szechwan (1716). Wegen der unsicheren Verhältnisse
in China vollzog sein Konsekrator, Bernardino Della Chiesa,
den Ritus der Bischofsweihe unter Assistenz nur eines Prie-
sters. Diese Handlungsweise stellte die Gültigkeit der Weihe
Mülleners in Frage. Römische Kanonisten und Theologen unter-
suchten die Frage und entschieden zugunsten ihrer Gültigkeit,
erklärten sie aber als unerlaubt. Der Papst erlegte eine
Buße auf. Der Verfasser führt Dokumente aus verschiedenen
Archiven an". (S. 129)